

Schwerkranke Menschen auf ihrem letzten Wegstück umsorgen: Blick in die stille Welt einer Palliativstation

DOSSIER > SEITEN 5-8



BILD: ANNETTE BOUTELLIER

# reformiert.

saemann / BERN-JURA-SOLOTHURN

EVANGELISCH-REFORMIERTE ZEITUNG FÜR DIE DEUTSCHE UND RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 6 | JUNI 2013  
WWW.REFORMIERT.INFO

INFOS AUS IHRER KIRCHGEMEINDE

> 2. BUND

## Die Debatte geht weiter – hinter den Kulissen

**BESCHNEIDUNG/** Vor einem knappen Jahr diskutierte die Schweiz über die jüdische und muslimische Knabenbeschneidung. Heute ist die öffentliche Debatte verstummt. Kritische Stimmen gibt es aber immer noch.



Messer für die jüdische Knabenbeschneidung am achten Lebenstag ILLUSTRATION: ALINA GÜNTER

Begonnen hatte die Debatte auf einem juristischen Nebenschauplatz: Ein Kölner Landgericht stufte im Mai 2012 die rituelle Beschneidung eines muslimischen Jungen als Körperverletzung ein. Sofort postulierte muslimische und jüdische Verbände, unterstützt von den Kirchen: Die verfassungsmässige Religionsfreiheit gibt den Religionsgemeinschaften das Recht, Beschneidungen durchzuführen. Und im Nachsatz begründeten sie: Medizinisch gesehen, sei die Beschneidung nur ein geringfügiger Eingriff.

**UNVERSEHRT.** Im Juli 2012 flammte die Debatte mit ähnlichen Fronten auch in der Schweiz auf. Das Kinderspital Zürich führte ein Moratorium für medizinisch nicht notwendige Beschneidungen ein, obwohl die Praxis in der Schweiz legal ist. Nach einem knappen Monat wurde das Moratorium wieder aufgehoben; seither ist die Beschneidung hierzulande in der Politik und der Öffentlichkeit kein Thema mehr. In Deutschland hingegen wurde im Dezember 2012 ein Gesetz eingeführt, das die rituelle Beschneidung weiterhin erlaubt, wenn sie nach den Regeln ärztlicher Kunst erfolgt.

Die Ethikerin Ruth Baumann-Hölzle bedauert das abrupte Ende der Schweizer Debatte. Denn ganz im Gegensatz zu muslimischen Verbänden – wie der Vereinigung der Islamischen Organisationen Zürich (Vioz) – und des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds ist für sie das Kappen des kleinen Hautlappens am Babypenis eine schwerwiegende Verletzung der physischen und psychischen Unversehrtheit des Kindes. Die Leiterin des Instituts «Dialog Ethik» plädiert dafür, bei der Abwägung zwischen Religionsfreiheit und der menschenrechtlich verbrieften Schutzwürdigkeit der Einzelperson Letzterem den Vorzug zu geben.

**UNBESCHNITTEN.** Baumann-Hölzle möchte die Beschneidungsfrage in einem erweiterten Kontext diskutieren. Die Kardinalfrage laute: «Wie weit geht die elterliche Kompetenz bei solchen Operationen?» Bei chirurgischen Eingriffen wegen abstehenden Ohren zum Beispiel gelte es abzuwägen, wie stark das Kind selbst darunter leide. Auch in der Beschneidungsfrage will sie von der Kinderoptik her entscheiden. Ein unbeschchnittener Junge, der in einem streng religiösen Kontext aufwächst, laufe als Unbeschchnittener Gefahr, gehänselt zu werden. Sie warnt davor, die Diskussionen mit einem Beschneidungsverbot zu beenden. Vielmehr plädiert sie für

einen interreligiösen Dialog mit dem Judentum um Reformen. Auch das gesetzestreue Judentum sei wandelbar und habe kulturelle Praktiken wie das Tieropfer überwunden, argumentiert sie. Das Ritual der Beschneidung lasse sich verändern, beispielsweise in einen symbolischen Akt.

**URTEILSFÄHIG.** Auch die Stiftung Kinderschutz Schweiz (SKS) hofft auf einen Wandel des Rituals. «Wir haben uns letzten Sommer mit einer Stellungnahme zurückgehalten, um nicht Beifall von antisemitischer oder islamophober Seite zu provozieren», sagt Flavia Frei von der SKS. Aber die Stiftung würde es begrüßen, wenn jüdische und muslimische Jugendliche erst im Alter von vierzehn oder besser sechzehn Jahren beschnitten würden. Dann wäre es diesen möglich, einen «informierten Entscheid» zu treffen.

Diese Forderungen hat das Kinderspital Zürich zum Teil bereits umgesetzt. Seit der Aufhebung des Moratoriums etablierte sich im Spital eine neue Praxis. Wollen Eltern ihr Kind ohne medizinische Notwendigkeit beschneiden lassen, wird mit ihnen ein ausführliches Gespräch über die Vor- und Nachteile des Eingriffs geführt. Das Spital empfiehlt, die Beschneidung erst durchzuführen, wenn der Knabe ab dreizehn Jahren mitentscheiden kann – ab diesem Alter wird ihm aus medizinrechtlicher Sicht eine gewisse Urteilsfähigkeit zugebilligt. «Diese Gespräche haben sich bewährt», sagt Spitalsprecherin Manuela Eggenberger. Heute führt das Kinderspital jährlich drei bis vier medizinisch nicht notwendige Beschneidungen durch. «Tendenziell bemerken wir einen Rückgang, auch wenn wir die Zahlen dieser Beschneidungen nicht statistisch erfassen», so Eggenberger.

Selbst die Vioz räumt ein, dass die rituelle Beschneidung juristisch gesehen eine Körperverletzung darstellt. Vioz-Sprecher Muhammad Hanel nimmt die Beschneidungsdebatte dennoch als einen «grossen Kulturkampf» gegen die islamischen Gemeinschaften in Europa wahr, wie er in einem Interview sagte.

Raffael Guggenheim, Kinderarzt und Mitglied der moderat orthodoxen israelitischen Kultusgemeinde in Zürich, wurde in letzter Zeit kaum mehr auf die Beschneidung angesprochen. Auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft habe

keine Grundsatzdiskussion stattgefunden, sagt er. «Mir ist keine einzige traditionelle jüdische Organisation bekannt, die sich im Grundsatz kritisch zur rituellen Beschneidung äussert. Diese ist und bleibt Zeichen des Bundes mit Gott.»

Der Arzt, der am Zürcher Stadtspital Triemli und in eigener Praxis tätig ist, weiss ebenfalls, dass die Beschneidung juristisch gesehen eine Körperverletzung ist. Doch die jüdische Gemeinschaft bewerte diese Tatsache anders als Beschneidungskritiker, erklärt er. «Die Beschneidung ist ein Eingriff am männlichen Körper – an jenem Organ, das der Fortpflanzung dient. Diese und das sexuelle Erleben sollen keine reine Lustsache sein, sondern die tiefere Verbindung des Menschen mit dem Seelischen ermöglichen.» Das männliche Lustempfinden werde dadurch aber nicht signifikant gestört. Auch Komplikationen seien nach dem acht Sekunden dauernden Eingriff selten.

**UNTERSTÜTZT.** Die Reformierten unterstützen die Religionsgemeinschaften und setzen sich für deren Recht ein, ihre Religion frei auszuüben – inklusive Beschneidung. Darum ist für Christina Tuor, Theologin beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK), klar: «Es kann nicht sein, dass Juden und Muslimen von aussen Reformen vorgeschrieben werden.» Die Religionsgemeinschaften seien selbst fähig, ihre Rituale im Rahmen des geltenden Rechts verantwortungsvoll zu gestalten. Sie wünscht sich, dass in der Beschneidungsdiskussion die Stimme der Religionsgemeinschaften, die zu oft unter den Tisch geraten sei, mehr Gewicht erhält.

DELFBUCHER, SABINE SCHÜPBACH ZIEGLER

### Ein altes religiöses Ritual

Die Knabenbeschneidung ist ein Jahrtausende altes Ritual von Juden und Muslimen. Dabei wird die Vorhaut am Penis teilweise oder ganz beschnitten; bei jüdischen Knaben in der Regel am achten Lebenstag, bei muslimischen im späteren Kindesalter. Jüdische Familien in der Schweiz lassen ihre Knaben meist von einem Mohel, einem ausgebildeten Beschneider, im Rahmen eines Rituals in der Synagoge beschneiden. Muslimische Familien gehen dafür meist ins Spital. Das jüdische Ritual der Beschneidung («Brit Mila») wurde laut der hebräischen Bibel vom

Stammvater Abraham eingeführt. Sie gilt als Zeichen des Bundes des israelitischen Volkes mit Gott. Beschneidungen wurden den Juden in der Geschichte – vom römischen Kaiser Hadrian bis zu Stalin und Hitler – immer wieder verboten. Die moderne Diskussion legt ihr Gewicht stark auf den Kinderschutzgedanken. SAS



BILD: FABIAN BIASIO

PORTRÄT

### Tanzen baut Grenzen ab

**STREETDANCE.** Der eine ist Kosovare, der andere Serbe. Doch in erster Linie fühlen sich Vlado Stanculovic und Petrit Tanushi als Schweizer; ethnische Hürden überwinden die beiden im gemeinsamen Tanz. > SEITE 12

JUBILÄUM

### Fünf Jahre

**reformiert.** Wir suchen das Evangelium an überraschenden Orten. Wir fragen und hinterfragen, wir zeigen Kirche auf der Gasse und in der Welt. «reformiert» ist nun seit fünf Jahren unterwegs. Kritik, Wünsche, Anregungen und «Blumen» bitte an > [www.reformiert.info](http://www.reformiert.info)



BILD: PIXELIO

INTERNET

### Rückblick am Bildschirm

**JAHRZEHNT.** Einer Tradition folgend, blicken die Berner Reformierten alle zehn Jahre auf die vergangene Dekade zurück. Jetzt ist der neue Bericht da – erstmals in Form einer Internetplattform. > SEITE 2

KIRCHGEMEINDEN

**GEMEINDESEITE.** Wann waren Sie letztmals an einer Kirchgemeindeversammlung? Kennen Sie Ihre Rechte? Gehen Sie hin! Wann und wo? Auf der Gemeinde-seite stehts. > AB SEITE 13

AUF EIN WORT,  
HERR PFARRERZWÖLF FRAGEN AN  
Christian Jegerlehner, 59,  
Kirchgemeinde Biel

«Die Konfirmation bringt Identität, Kraft, etwas Geld»

**1** Tragen Sie im Gottesdienst einen Talar? Nein, bis jetzt nicht, dunkler Anzug genügt. Ich hab aber zwei Talare im Schrank. Vielleicht ändere ich eines Tages meine Meinung, wenn mir niemand mehr zuhören will, wenn ich keinen trage. Dann würd ichs mal versuchen mit.

**2** Welches Buch nehmen Sie mit auf eine einsame Insel – ausser der Bibel? Ist die Insel wirklich einsam, ein Buch über Wasser entsalzen, Feuer machen mit Stein, Fische fangen mit der Harpune und Dächer flechten aus Palmzweigen. Es gibt übrigens sehr schöne Inseln: Maui auf Hawaii zum Beispiel, wo man gar kein Buch mitnehmen muss. Ein Doppel exemplar Bibel und Lehren des Buddha liegt in jedem Hotel in der Nachttischschublade bereit.

**3** Schon mal eine Predigt abgekupfert? Nein, kommt für mich nicht in Frage. Das Predigtschreiben gehört zum kreativen Teil der pfarramtlichen Aufgaben. Die Deutung der Bibeltexte beruht teilweise auf dem persönlichen Vorverständnis, sie widerspiegelt die eigene Lebenserfahrung und Weltanschauung. Also wie bei den Dissertationen der Politiker: abschreiben verboten!

**4** Wen hätten Sie schon lange mal bepredigen wollen? Schwierige Frage. Den Papst vielleicht? Aber der versteht kein Bärndütsch, und ich kann zu wenig Spanisch. Und mein Latein ist auch nicht mehr, was es einmal war. Nein, Spass beiseite: Ich würd viel lieber mal ein Weilchen schweigen.

**5** Wann ist letztmals jemand aus Ihrem Gottesdienst davongelaufen? Letzten Herbst bei «Jazzinchurch» in der vollen, aber kalten Bieler Stadtkirche. Die neue Orgel verträgt das Heizen schlecht und einige Leute, verständlicherweise, die Kälte.

**6** Wie stellen Sie sich Gott vor? «Du sollst dir kein Bildnis machen.» Das nehme ich ernst. Der Name von Gott, Jahwe («Ich bin, der ich bin. Ich bin, der ich werde.»), enthüllt das Geheimnis nicht, wer oder was Gott ist.

**7** Welches ist Ihre Lieblingsbibelstelle? «Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.» (2. Korintherbrief 3, 17). Mein Konfessionsspruch.

**8** Welche Texte möchten Sie gerne aus der Bibel streichen? Keine.

**9** Wie spricht Sie a) der Sigrüst, b) die Konfirmandin, c) die Frau im Laden an? a: Christian; b: Herr Jegerlehner; c: Herr Pfarrer.

**10** Was wären Sie geworden, wenn nicht Pfarrer? Musiker oder Anwalt.

**11** Haben Sie – an einer Party, in den Ferien – Ihren Beruf auch schon verleugnet? Nicht verleugnet; verschwiegen.

**12** Was sagen Sie einem jungen Menschen, der fragt, was ihm die Konfirmation denn eigentlich bringe? Kraft, Identität und etwas Geld.

# Per Mausklick durch das Kirchenjahrzehnt

**BERNER KIRCHE/** Der neue Jahrzehntbericht der Reformierten erscheint erstmals als Internetplattform. Er beleuchtet eine Fülle von Themen, unter anderem auch den Pfarrberuf.



Die Kirche kommuniziert zeitgemäss; wer da lesen und hören will, besuche das Internet

Die Pfarrhausidylle von anno dazumal, mit der klassischen Rollenverteilung zwischen dem Pfarrer und seiner im Hintergrund wirkenden Frau, hat längst ausgedient. An die Stelle des Herrn Pfarrer ist verschiedentlich eine Frau Pfarrerin getreten. Auch haben Ausübende dieses Berufs immer öfter Lebenspartnerinnen und -partner, die nicht mehr bereit sind, hinter den Kulissen mit anzupacken, sondern einer eigenen Profession nachgehen. Die Folge kann eine Überarbeitung des Pfarrers oder der Pfarrerin sein, bei einem Pensum von sechzig Stunden in der Woche und mehr. Die Anzahl Seelsorgende, die aus diesem und weiteren Gründen nur noch in Teilzeit arbeiten, nimmt zu. Und welches ist denn eigentlich das Kerngeschäft des Pfarramts? Diakonie, Katechese und professionelle Kirchgemeindegemeinschaften haben Aufgaben übernommen, die einst dem Pfarrer oblagen.

**NEUE ZEITEN.** Über den Wandel und die Krise des Pfarrberufs ist im neuen Jahrzehntbericht, den die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn soeben freigeschaltet haben, einiges zu lesen. Und auch darüber, wie die Kirchenverant-

wortlichen diesen Veränderungen in den letzten zehn Jahren begegnet sind: mit einem Leitbild für Pfarrerrinnen und Pfarrer, Stellenbeschrieben, einer Dienst-anweisung, einer Abwesenheitskontrolle, regelmässigen Personalgesprächen, einem erneuerten Lernvikariat sowie praxisnaher Weiterbildung. In zehn kurzen Interviews kommen ergänzend zwei Pfarrerrinnen und zwei Pfarrer zu Wort – nicht gedruckt, sondern gesprochen. Denn der aktuelle Jahrzehntbericht wurde, anders als seine Vorgänger, nicht als Buch oder Heft, sondern als Internetpublikation geschaffen. Nebst Schriftlichem wird auch Akustisches und Visuelles geboten, etwa ein Film, in dem dreissig kirchliche Persönlichkeiten zu Wort kommen.

Gegliedert ist der Bericht in elf Kapitel, die hier «Bücher» heissen und auf der Startseite grafisch als solche gestaltet sind. Wer die Bände anklickt, gelangt zu einer Vielfalt an Themen, die eine eigentliche Gesamtschau der Berner Landeskirche im verflossenen Jahrzehnt liefern: Da wird die Kirche im gesellschaftlichen Wandel beleuchtet, eine Umfrage in den Kirchgemeinden zum Jahrzehnt veröffentlicht, die «Verkündigung in einer

Welt des Pluralismus» behandelt, das Thema «Seelsorge» ausgeleuchtet und die Organisation der Kirche erläutert.

**ALTE ZEITEN.** Manches im Bericht richtet sich vorab an Leute vom Fach, anderes wiederum dürfte auch das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit wecken, so etwa die Zusammenfassung der Vierjahresberichte und der Jahrzehntberichte seit 1874. Der vormalige Synodalratspräsident Samuel Lutz hat dabei Vergleiche angestellt und Bemerkenswertes herausgearbeitet. Natürlich haben die Pfarrpersonen als zentrale Berufsgruppe der Kirche auch in diesem Kapitel ihren Platz. Ein Beispiel: Im Juni 1955 kam es in der Prüfungskommission «zu Zweifeln, ob eigentlich Frauen nach ihrem Schluss-examen zur Aufnahme ins Ministerium von uns empfohlen werden sollten und könnten». Kirchendirektion und Synodalrat wurden um ihre Meinung gefragt – und zeigten sich aufgeschlossen: Man sehe jetzt kein Hindernis mehr, auch Frauen in den Kirchendiensten aufzunehmen. Damit war für die «Frau Pfarrerin» der Weg geebnet. **HANS HERRMANN**

www.kirche-bewegt.ch, www.eglise-en-marche.ch

## Im Dienst des «real existierenden Menschen»

**GESPRÄCHSSYNODE/** Für einen frischen Wind sind sie zu haben, die Synodalen, die sich in Grenchen getroffen haben. «Inhalt vor Strukturen» – so lautet die Formel, auf die man sich einigte.

Ein politischer oder gar geschichtsmächtiger Faktor sind die Kirchen schon lange nicht mehr. Und was auf den Kanzeln gepredigt wird, ist vielen Leuten ferner als der Südpol. Haben die Kirchen eine Zukunft? Und wenn ja: Wie soll es weitergehen?

**ZU GOTT.** Dieses brennenden Themas haben sich die reformierten Landeskirchen Bern-Jura-Solothurn unlängst an ihrer Gesprächssynode in Grenchen angenommen. Matthias Drobinski, Journalist der «Süddeutschen Zeitung», hielt in

seinem Referat fest, dass gerade in benachteiligten Milieus – für die die Kirche eigentlich in besonderer Masse da sein sollte – und in avantgardistischen Kreisen kaum mehr eine kirchliche Bindung feststellbar sei.

Wolle die Kirche ein gesellschaftlich relevanter Faktor bleiben, so Drobinski, komme sie um Veränderungen nicht herum. Dabei sei nicht die Frage nach dem richtigen Rezept entscheidend, sondern die Gottesfrage. Gott zeige sich allerdings nicht nur im Gewohnten, sondern oft auch im Fremden. Gerade das mache

Kirche authentisch und glaubhaft. Dass sie sich auch bewegen lässt, veranschaulichte Dölf Weder, Kirchenratspräsident der Reformierten St. Gallen, in seinen Ausführungen. Innert fünfzehn Jahren ist es der dortigen Kirchenleitung gelungen, einen Prozess in Gang zu setzen, der auch die Jungen einbindet.

**ZUM KERN.** Die 160 Synodalen, die das Gehörte am Nachmittag diskutierten, waren sich einig: Eine Kirche der Zukunft dürfe sich nicht zu sehr um ihre Strukturen sorgen. Sie müsse sich vorab auf ihr Fundament, den göttlichen Auftrag, besinnen und sich dezidiert um die Sorgen und Nöte der «real existierenden Menschen» kümmern. Synodepräsident Robert Gerber (Grenchen) begrüsst einen frischen Wind in der Kirche. Ihm ist es ein Anliegen, dass sich diese angesichts schwindender Geld- und Personalressourcen vermehrt auf ihre Kernaufgaben konzentriert, «statt überall irgendwie mitreden zu wollen». **HEB**

### 130 Leute schufen am Werk mit

«Die Kirche bewegt die Öffentlichkeit, die Medien, die Gesellschaft. Und die Kirche bewegt sich selbst.» Dies schreibt Synodalratspräsident Andreas Zeller in seinem Vorwort zum neuen Jahrzehntbericht der Reformierten Landeskirchen Bern-Jura-Solothurn. Entsprechend heisst der Bericht «Kirche-bewegt, église-en-marche». Er wurde nicht, wie in den Jahrzehnten zuvor, einem externen Autor in Auftrag gegeben, sondern von einer internen Projektgruppe unter der Leitung von Andreas Zeller konzipiert. Daran mitgewirkt haben 130 Autorinnen und Autoren.

**DICHTER.** Vertiefende Standortberichte geben die Berner Reformierten seit 1874 heraus. Bis 1910 erschienen sie im Vierjahresraster, danach als Jahrzehntberichte. Zuweilen wurden sie von namhaften Verfassern geschrieben; der Bericht aus der Periode 1920–1930 etwa stammt vom Berner Mundartdichter Rudolf von Tavel.

**SUCHER.** Übrigens: Im Lauf der Jahre kamen der Kirchenleitung einige der älteren Bände abhanden. Letztlich wurden die Lücken wieder geschlossen; die antiquarische Spurensuche führte zum Teil bis nach Ostdeutschland. **HEB**

«Angesichts der knappen Ressourcen sollte sich die Kirche auf ihren Kernauftrag besinnen, statt überall mitreden zu wollen.»

ROBERT GERBER,  
SYNODEPRÄSIDENT



Trauer in Bagdad – am Begräbnis eines ermordeten Priesters

# «Für Christen wird das Leben zur Hölle»

**NAHER OSTEN/** Der Journalist Martin Durm hat über den arabischen Frühling berichtet – er macht sich Sorgen über den drohenden Exodus der Christen aus dem Irak und aus Syrien.

**Martin Durm, vor Kurzem sind Sie im syrischen Aleppo unter Beschuss geraten – zusammen mit Ihrem Kollegen Jörg Armbruster, der dabei schwer verletzt wurde. Meiden Sie künftig den Nahen Osten?**

Es braucht seine Zeit, bis man ein solches Erlebnis verarbeitet hat. Aber ich werde wieder hingehen: Ich habe die Revolutionen in Ägypten, Libyen und im Jemen miterlebt und mich von der Euphorie der ersten Monate mitreißen lassen. Wenn jetzt die Islamisten die Aktivisten von damals an den Rand drängen, will ich nicht wegblicken.

**Ist der arabische Frühling zu Ende?**

Er entwickelt sich in eine Richtung, mit der ich, offen gestanden, nicht gerechnet habe. Es bewahrheitet sich, dass in Revolutionen jene Kräfte die Überhand gewinnen, die am besten organisiert

sind. In der Französischen Revolution waren dies seinerzeit die Jakobiner, in der Russischen die Bolschewiken. Und in der Arabischen sind es leider nicht die jungen Aktivisten mit ihrem guten Willen, sondern die Moslembrüder und Salafisten in Ägypten – und die Dschihadisten in Syrien.

**Zu den Verlierern des Arabischen Frühlings zählen Sie auch die Christen. Herr Durm, Sie waren eben im syrischen Aleppo: Wie geht es den christlichen Gemeinschaften dort?**

Aleppo ist eine geteilte Stadt: Der Westen wird vom Regime Assad gehalten, der Osten von Rebellen kontrolliert. Die Christinnen und Christen verlassen den Osten der Stadt, weil unter den Rebellen die Islamisten dramatisch an Einfluss gewinnen – ideologisch wie auch militärisch.

**Heisst das: Die Christen stehen zu Assad?**

Sie sagen einfach, unter der säkularen Diktatur hätten sie den Glauben frei ausüben können – bis hin zu Prozessionen in Damaskus. Nun fürchten sie sich vor einem Szenario à la Irak, wo innert zehn Jahren tausend Christen getötet, über eine Million in die Flucht getrieben und siebzig Kirchen niedergebrannt wurden.

**Sie sprechen von Christenverfolgung. Andere Journalisten vermeiden diesen Begriff.**

Was ist es denn sonst? Für die Christen ist das Leben im Irak die Hölle, für jene in Syrien zeichnet sich diese ab. Es ist empörend, dass sogar Amnesty, das sonst bei jeder verfolgten Minderheit Alarm schlägt, sich um den Begriff drückt.

**Wie erklären Sie sich das?**

Das Christentum hat bei uns im Westen keinen guten Ruf mehr: Am Stammtisch und darüber hinaus wird es rasch mit Hexenverbrennung oder gewaltsamer Missionierung Südamerikas in Verbindung gebracht. In einem solchen Umfeld haben die an Leib und Leben bedrohten Christen des Orients schlechte Karten.

**Auch Muslime werden dort zu Opfern.**

Das stimmt. Doch Syrien und Irak werden nach Ende der Bürgerkriege weiterhin muslimisch sein. Die christliche Minderheit hingegen, die hier lange vor der Islamisierung schon ansässig war, wird dann praktisch nicht mehr existieren.

**Haben die Islamisten die Christen im Visier?**

Ja, wenn auch nur als Sekundärgegner. Hauptfeind der sunnitischen Islamisten sind die Schiiten, darunter die Alawiten Syriens. Die Bürgerkriege in Syrien und im Irak werden überlagert vom grossen inner-islamischen Konflikt zwischen dem sunnitischen Saudi-Arabien und dem schiitischen Iran.

**Sind da die Christen bloss Manövriermasse?**

Sie sind zumindest leichte Opfer, weil sie weder im Irak noch in Syrien über Milizen verfügen – und nicht in Stammesverbänden organisiert sind. Wenn Sunniten gegen Schiiten vorgehen, kriegen sie es sofort mit dem schiitischen Stamm zu tun. Anders bei den Christen: Die kann man sozusagen gefahrlos angreifen.

**Bleibt den Christen nur die Flucht?**

In Syrien sitzen viele Christen auf gepackten Koffern. Hunderttausende irakischer Christen sind nach Europa, Amerika und Australien emigriert. Im Nordirak finden sie Unterschlupf bei den Kurden. Nicht gratis: Die Kurden schützen die Christen, weil sie mit deren Stimme rechnen, sollte dereinst über die Zugehörigkeit der erdölreichen Gebiete um Kirkuk und Mosul abgestimmt werden.

**Und die Kirchenführer Europas: Tun sie genug für die Christen in Syrien und im Irak?**

Sie tun, was sie können. Nicht so Europas Politiker. Diese munitionieren Saudi-

**«Es ist empörend, dass sich sogar Amnesty International, das sonst sofort Alarm schlägt, um das Wort Christenverfolgung drückt.»**

•••••

Arabien, welches die Islamisten massiv unterstützt, die ihrerseits die Christen aus dem Irak und aus Syrien vertreiben wollen. Das ist eine zynische und skandalöse Politik. **INTERVIEW: SAMUEL GEISER**



**MARTIN DURM, 54** ist Redaktor beim Südwestrundfunk SWR2 in Baden-Baden. Von 1996 bis 2001 war er ARD-Korrespondent in Kairo. Ab 2011 berichtete er laufend über den arabischen Frühling in Ägypten, Libyen, Jemen und Syrien. 2012 erhielt er den Deutschen Radiopreis in der Kategorie «Beste Reportage» für seine Sendung «Muammar al Gaddafi: Aufstieg und Fall eines Despoten». **SEL**

# «Die demokratischen Kräfte brauchen jetzt jede Hilfe»

**WIDERSTAND/** Ein syrischer Menschenrechtler und eine syrisch-ungarische Künstlerin waren in der Schweiz unterwegs, um von den friedlichen und demokratischen Initiativen im Bürgerkriegsland zu erzählen. Über diese werde kaum mehr berichtet.



Shadi Alshhadeh (28) und Róza El-Hassan (47) in Zürich

Am Anfang des Bürgerkriegs in Syrien stand ein Traum: mit friedlichem Protest das Assad-Regime zu stürzen. Es waren vorab junge Leute, die für die Demokratie auf die Strasse gingen. Unter ihnen auch Shadi Alshhadeh. Im Oktober 2011 musste der Jurist nach Kairo fliehen.

**STIMMEN.** Seither engagiert sich der 28-Jährige für seine Landsleute in Ägypten und unterstützt die syrische Demokratiebewegung mit Blogs und anderen Projekten. Auf «Syrianvoices» etwa sammelt er Zeugnisse von Kriegsbedrohten. Wie viele syrische Flüchtlinge in Ägypten leben, ist schwer zu beziffern. Letzten Herbst ging das UNO-Hochkommissariat für Flüchtlinge von 150 000 Personen aus. Alshhadeh sagt, es seien

jetzt sehr viel mehr. Die meisten versuchen, sich im Moloch Kairo durchzuschlagen, mit gegenseitiger Solidarität und Schwarzarbeit. Viele sind jung, mussten ihre Ausbildung abbrechen und haben psychische Probleme.

Das Projekt «Zaytoon», das Shadi Alshhadeh und Róza El-Hassan gemeinsam entwickelt haben, will die jungen Leute vernetzen und sie unterstützen. Das Prinzip: Wer etwas gut kann, unterrichtet gratis andere. Es gibt Informatik- und Medienseminare, Englisch-, Französisch- und Italienischunterricht, Erste-Hilfe- und Kochkurse... Jeden Freitagabend finden Vorträge zu politischen, sozialen, juristischen und philosophischen Themen statt.

Alshhadeh und El-Hassan arbeiten eng zusammen – er vor Ort, sie in Budapest und auf ihren Reisen. El-Hassan – syrischer Vater, ungarische Mutter – gehört zu den bekanntesten Künstlerinnen Ungarns. In Zeichnungen, Videos, Installationen und Aktionen setzt sie sich mit gesellschaftlichen Problemen auseinander. Oft arbeitet sie auch ausserhalb der Kunstszene. Mit Roma-Frauen versucht sie etwa, deren Korbflechttechnik neu zu beleben.

Seit einiger Zeit sitzt die Künstlerin täglich am PC, analysiert und übersetzt Berichte aus Syrien. Auf einer Website dokumentiert sie die Demokratiebewegung. El-Hassan ordnet jeder Initiative einen sogenannten QR-Code zu – man liest ihn mit dem Handy ein und gelangt so zu mehr Informationen übers Projekt.

**CODES.** Da wird von unermüdeten Trümmersprayern und mutigen Künstlerinnen berichtet, von demokratischen Stadtkomitees und Kulturerbe-Beschützerinnen. Plakate sollen die Codes bekannt machen: Um syrische Künstler mit Kulturschaffenden aus aller Welt in Kontakt zu bringen, um Museen, Schulen, Gemeinden zu Partnerschaften mit Friedensinitiativen zu bewegen. «Die demokratischen Kräfte sind immer noch aktiv – und sie brauchen jede erdenkliche Hilfe», sagt El-Hassan. «In meiner Heimat gehört jeder Mensch einer Minderheit an», sagt ihr Mitkämpfer. Beide halten am Glauben fest, dass das Miteinander der Religionen nicht für immer zerstört werden kann. **CHRISTA AMSTUTZ**

Blog: [www.syrianvoices.wordpress.com](http://www.syrianvoices.wordpress.com)  
Projekte: [www.qrcodesforsyria.wordpress.com](http://www.qrcodesforsyria.wordpress.com)

NACHRICHTEN

**Heks für mehr Chancengleichheit**

**ARBEITSMARKT.** Gemeinsam mit dem Schweizerischen Arbeitgeberverband (SAV) hat das Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) eine Kampagne für mehr Chancengleichheit auf dem Schweizer Arbeitsmarkt gestartet. Jugendliche mit Migrationshintergrund müssten, so die Initianten, bis zu fünf Mal mehr Bewerbungen schreiben als Schweizer Jugendliche. Und nur jeder Fünfte, der nach dem 55. Lebensjahr den Job verliere, finde wieder den Einstieg ins Arbeitsleben, erklärte Heks-Direktor Ueli Locher. **KIPA**



Interreligiöses Schaufeln

**Haus der Religionen: Grundstein gelegt**

**FEIER.** Der Grundstein für das «Zentrum Europaplatz – Haus der Religionen» in Bern ist gelegt worden. Die Eröffnung ist auf November 2014 geplant. Mit dem Grundstein wurde eine Metallbox vergraben – mit einem Stein aus der Friedenswand der Schule Schwabgut in Bern-Bethlehem, Texten der Weltreligionen, den beiden Berner Tageszeitungen und der interreligiösen Zeitung «zVisite». **PD/SEL**



reformiert.

**IMPRESSUM/** «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». **www.reformiert.info**  
**Redaktion:** BE: Hans Herrmann (heb), Samuel Geiser (sel), Rita Jost (rj)  
**AG:** Annegret Ruoff (aru), Anouk Holthuisen (aho)  
**GR:** Reinhard Kramm (rk), Rita Gianelli (rig)  
**ZH:** Felix Reich (fmr), Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Käthi Koenig (kk), Thomas Illi (thi), Stefan Schneider (sts), Sabine Schüpbach Ziegler (sas)  
**Blattmacher:** Hans Herrmann  
**Layout:** Susanne Kreuzer, Fränzi Wyss  
**Korrektorat:** Yvonne Schär, Langenthal  
**Druck:** Ringier Print Adligenswil  
**Gesamtauflage:** 714 331 Exemplare  
**reformiert. Bern**  
**Herausgeber:** In Bern, Jura und Solothurn wird «reformiert.» vom Verein «saemann» herausgegeben. Ihm gehören jene Kirchgemeinden an, die «reformiert.» als Informationsorgan abonniert haben. Präsident a. i.: Ueli Scheidegger, Lohn-Ammannsegg SO  
**Auflage Bern:** 323 726 Exemplare (WEMF)  
**Redaktion:** Postfach 312, 3000 Bern 13  
 Tel. 031 398 18 20; Fax 031 398 18 23  
**redaktion.bern@reformiert.info**  
**Geschäftsstelle:** Postfach 312, 3000 Bern 13; Tel. 031 398 18 30; Fax 031 398 18 23  
**verlag.bern@reformiert.info**  
**Inserate:** Kömedia AG, Gelfenwillenstr. 8a, 9001 St. Gallen, Tel. 071 226 92 92; **info@koedia.ch; www.koedia.ch**  
**Inserateschluss 07/13: 5. 6. 2013**  
**Abonnemente und Adressänderungen:** Schlaefli & Maurer AG, Postfach 102, 3700 Spiez, Tel. 033 828 80 80, Fax 033 828 81 35  
**abo.reformiert@schlaefli.ch**  
 Einzelabos (12 Ausgaben pro Jahr): Fr. 20.–  
**Druckvorstufe Gemeindebeilagen:** Schlaefli & Maurer AG, 3661 Uetendorf  
**info.reformiert@schlaefli.ch**



# Köniz bleibt unter «Zwangsverwaltung»

**KÖNIZ/** Die Kirchgemeinde wird noch bis Ende Jahr von einem Sonderverwalter geleitet. Grund: Die «Aufräumarbeiten» brauchen mehr Zeit als ursprünglich geplant.

Die Kirchgemeinde Köniz ist seit Jahren immer wieder in den Schlagzeilen. Zuerst waren es jahrelange Querelen um Pfarrer André Urwyler. Nach dessen Wechsel ins Regionalpfarramt vor zwei Jahren kam es an der Kirchgemeindeversammlung vom letzten November erneut zu einem Eklat: Die Kirchgemeinderatspräsidentin Gertrud Rothen wurde in einer Hauruckübung nicht wiedergewählt, worauf verschiedene Ratsmitglieder ihr Mandat ebenfalls niederlegten. Mit nur noch drei Gewählten war die Könizer Kirchenregierung aber nicht mehr handlungsfähig. So übertrug der Kanton die Führung einem besonderen Verwalter: Ernst Zürcher. Dieser übernahm Anfang Jahr das Szepter. Nach seinen eigenen Angaben entspricht seine Arbeit momentan ungefähr einem 70-Prozent-Pensum. Kostenpunkt für die Kirchgemeinde: rund 100 000 Franken. Zürchers Mandat ist im Mai vom Regierungsrat um ein halbes Jahr bis Ende 2013 verlängert worden.

**VIELE ALTLASTEN.** Grund für diese Mandatsverlängerung seien umfangreiche Analysen der Könizer Strukturen, die noch immer nicht abgeschlossen seien, erklärte Zürcher an einer öffentlichen Orientierungsversammlung in der Thomaskirche vor rund fünfzig Interessierten. Im Klartext: Die Kirchgemeinde Köniz hat so viele Altlasten, dass das Aufräumen und Entwirren nicht einem Rat zugemutet werden kann, der grösstenteils aus Neuen besteht wird. Die künftigen Mitglieder werden – wie auch das Präsidium – am 12. Juni an der Kirchgemeindeversammlung gewählt. Ihr Amtsantritt ist der 1. Januar 2014.

Bis zu diesem Datum werden weiter Scherben zusammengekehrt und neue «Krüge» in Arbeit gegeben. Die Scher-

ben der alten sind offenbar so zahlreich, dass sich ein Flicker nicht mehr lohnt. Ernst Zürcher nannte Konfliktpunkte: mangelndes Rollenverständnis in Exekutiv- und Legislativgremien, nicht beachtete demokratische Regeln, Machtkämpfe, Schuldzuweisungen, verletzte Amtsgeheimnisse und vor allem: überall «das fehlende Verständnis fürs Ganze». Kurz: die Kirchgemeinde Köniz muss von Grund auf neuen Wein in neue Krüge giesen.

**TABUFREIER NEUBEGINN.** Damit der Neuanfang gelingen kann, geht zusätzlich eine Projektkommission unter der Leitung von Herbert Zaugg ans Werk. Dieses Gremium soll ein Organisationsmodell erarbeiten, das garantiert, dass die Kirchgemeinde fit wird für die Zukunft. Und zwar unter Rahmenbedingungen, die für alle 160 Behördenmitglieder und Angestellten tragbar sind. Für die Projektkommission soll es keine Tabus geben; auch das komplizierte Könizer Modell mit seinen zwei kirchlichen «Regierungsebenen» (Kreiskommission und Gesamtkirchgemeinderat) darf kritisch hinterfragt werden.

Sowohl Herbert Zaugg wie Ernst Zürcher zeigen sich optimistisch, dass der Neuanfang gelingen kann, wenn die Kompetenzen klar getrennt sind und ein dicker Strich unter die Vergangenheit gezogen wird. Zuerst gilt es jedoch, genügend willige und fähige Leute zu finden, die mithelfen wollen, das lecke Kirchenschiff wieder flottzumachen. Zu tun gibt es eine Menge, zu verdienen nicht allzu viel: je nach Ressort zwischen 4000 und 9000 Franken Jahresgehalt für die Ratsmitglieder, 34 000 Franken für das Präsidium. Aber wenn die Übung gelingt, dann ist diesem Rat ein Lorbeerkranz sicher. **RITA JOST**



**ERNST ZÜRCHER, 66**

Der pensionierte Vorsteher des Amtes Gemeinden im Kantonalen Amt für Gemeinden und Raumordnung leitet seit Anfang Jahr die Kirchgemeinde Köniz. Diese «besondere Verwaltung» wurde nötig, weil der Kirchgemeinderat mit nur noch drei Gewählten handlungsunfähig war.



**HERBERT ZAUGG, 73**

Der pensionierte Lehrer und EVP-Politiker (mit viel Legislativ- und Exekutivverfahren in Politik und Kirchgemeinde) erarbeitet mit einem Team ein neues Organisationsmodell für die Kirchgemeinde Köniz. Die Kirchenbasis wird regelmässig orientiert und einbezogen. Im Juni 2014 entscheidet sie über das künftige Modell.

KOMMENTAR



**RITA JOST** ist «reformiert.»-Redaktorin in Bern

## Der Blick über die Grenzen könnte sich lohnen

Zu beneiden sind sie nicht, die Projektverantwortlichen und die künftigen Könizer Kirchgemeinderäte. Sie müssen ein ziemlich havariertes Schiff wieder auf Kurs bringen.

**ALTE WUNDEN.** Einige Gründe für den (Teil-)Schiffbruch liegen in menschlichen und organisatorischen Unzulänglichkeiten, einige aber auch in der «unmöglichen» Gemeindefstruktur. Köniz hat 20 000 Reformierte, 7 Kreise und 6 Kirchen, verteilt über 51 Quadratkilometer. Das Gemeinleben im weitgehend ländlichen Niederscherli ist nicht vergleichbar mit jenem im stadtnahen Wabern oder Köniz. Jetzt sollen die Mitglieder der sieben Kirchenkreise aber – so Verwalter Ernst Zürcher – ein «Wir-Gefühl» entwickeln. Sie sollen sich gemeinsam einsetzen für ein «grösseres Ganzes», Verständnis entwickeln für die Bedürfnisse der andern und darüber hinaus noch die alten Wunden vergessen, Gräben zuschütten und Täter-Opferhaltungen überwinden.

**NEUE UFER.** Wirklich: Zu beneiden sind sie nicht. Aber sie sind wenigstens nicht die Einzigen, die vor einem solchen Problemberg stehen. Bern, Thun und Biel sind auch dabei, neue Organisationsstrukturen zu entwickeln oder damit erste Erfahrungen zu sammeln. Erfahrungsaustausch wäre also angebracht. Denn es zeigt sich allenthalben in grossen Kirchgemeinden, dass nebenamtliche Kirchgemeinderäte oft überfordert sind. Für komplexe Bereiche wie Finanzen, Bauten, Personalführung brauchen sie Profis in der Verwaltung. Sonst wird das Nebenamt zur Überforderung. Und zu viele teure Sonderübungen kann sich auf Dauer keine Kirche leisten.

## Eine versprayed Kirchenfassade und ihre Folgen ...

**KIRCHLICHE GASSENARBEIT/** Die Achtzigerjahre waren wilde Zeiten in Bern: Junge Leute forderten ein autonomes Jugendzentrum, das öffentliche Drogenhandel wurde zum Politikum. Da sprayte einer an eine Kirchenmauer die Worte «Wach auf du kalte Kirche». Ein Affront mit Folgen.



Der gesprayed «Weckruf» an der Heiliggeistkirche Anfang der Achtzigerjahre

«Aber sicher» erinnere er sich an diese Sprayinschrift an der Heiliggeistkirche, sagt Willy Schäfer heute: «Ich habe den Satz schliesslich oft zitiert – bei Podiumsgesprächen und an Sitzungen.» Der Satz war ein Affront, aber auch ein Weckruf. Die Buchstaben sind längst entfernt, die Folgen davon werden gerade 25-jährig.

Willy Schäfer war in den Siebzigerjahren als Pfarrer ins eben fertig gestellte Hochhausquartier Wittigkofen gekommen. Er betreute eine Jugendgruppe und war Präsident der Städtischen Jugendkommission. Wie viele andere wurde auch er von den heftigen Jugendunruhen überrascht. Er sah aber – im Unterschied zu vielen anderen – schnell, dass die Kirchen hier gefordert waren. «Ich hatte schliesslich selber zwei Töchter und war durch meine Arbeit im Quartier im Dauerkontakt mit aufmüpfigen Jugendlichen. Und auch mit ihren überforderten Eltern», erinnert er sich.

**ANSCHAUUNG.** Schäfer, der gelernte Schriftsetzer aus Süddeutschland, hatte auf dem zweiten Bildungsweg in Bern Theologie studiert. Er war ein Linker, gut vernetzt und überzeugt von Pestalozzis Erziehungslehre, dass nur Anschauung Erkenntnis bringt. Das sollte ihm später noch nützlich sein. Als erster Präsident des Vereins «Kirchliche Gassenarbeit» musste er Überzeugungsarbeit leisten, hin und wieder auch bei ehemaligen Kommilitonen auf dem Land. Da hörte er ab und zu: «Uns geht das nichts an. Wir haben hier keine Drögeler.» Schäfer kon-

nte seine Erfahrungen einbringen und Entscheidungsträger überzeugen, dass Suchtprobleme kein rein städtisches Phänomen sind. Ebenso wenig die Begleiterscheinungen. «Einige aufgeschlossene Kirchenleute haben mitgezogen», sagt Schäfer, «charismatisch-bodenständige Pfarrerfiguren wie Klaus Bäumlin und Erich Münch.» In einem kirchlichen Thesenpapier hiess es schliesslich: «Gassenarbeit öffnet neue Zugänge zu jungen Menschen in Not.»

**AUSDAUER.** Das Anliegen wurde erhört, die Synode sprach einen Startkredit, und am 1. Oktober 1984 konnte das erste Team mit der Gassenarbeit beginnen. Vier Jahre später erhielt die Arbeit mit dem ökumenischen Verein eine Trägerschaft, die bis heute besteht: Rund sechzig Kirchgemeinden bezahlen jährlich einen festen Beitrag ein. Zusammen mit Spenden kommen so rund 300 000 Franken zusammen. Damit werden drei Teilstellen finanziert.

Die Kundschaft für das kirchliche Angebot hat sich zwar gewandelt – von Junkies hin zu Randständigen generell –, aber das Bedürfnis nach Ansprechpartnern und -partnerinnen auf der Gasse ist nach wie vor da. «Es ist eine jesuanische Aufgabe», ist Willy Schäfer nach wie vor überzeugt. Er hat als langjähriger Präsident eine Festschrift zum 25-Jahr-Jubiläum verfasst. Eine Gassenarbeiterin der ersten Stunde, Martha Wigger, sieht es ganz weltlich: «Gassenarbeit leistet Arbeit am Ort des Geschehens.» **RITA JOST**

**LEBEN/** Mein Körper gehört mir, bis zum Schluss. Sagt die Patientin.

**STERBEN/** Schwerkranke brauchen Fürsorge und Selbstbestimmung. Sagt der Arzt.



Palliative Care ...



heisst auch planen



... und merken, was guttut.

# Wenn nichts mehr zu machen ist, kann man noch sehr viel tun

**STERBEN/** Wer den Tod vor Augen hat, kennt meist nur einen Wunsch: in Ruhe und ohne Schmerzen sterben. Genau das ist oft nicht möglich, weil die moderne Medizin «am Ende» noch ganz viel unternimmt. Es geht aber auch anders. Die Palliativmedizin will vor allem lindern und pflegen. Eine ganz normale Woche auf einer Palliativstation. Eine «reformiert.»-Reportage.

TEXT: RITA JOST BILDER: ANNETTE BOUTELLIER



Die Schänzlistrasse in Bern ist eine Topadresse. Von hoch oben sieht man über die Aare und die Altstadt bis zum Alpenpanorama. Eine Aussicht zum Träumen.

Und ein Ort zum Abschiednehmen. Seit vierzehn Jahren ist hier in einem Pflegeheim eine Palliativstation eingerichtet. Neun Einzelzimmer. Sie sind meist alle besetzt. Von Menschen, die nur noch wenige Wochen zu leben haben. Fast alle haben irgendwann in den letzten Monaten die Diagnose gehört: «Es ist nichts mehr zu machen.» Jetzt erleben sie, dass stimmt, was jeder in der Palliativpflege weiss: Wenn nichts mehr zu machen ist, kann man noch sehr viel tun.

Eine Station für sterbende Menschen. Man stellt sich diesen Ort traurig und bedrückend vor. Und dann ist es ganz anders: normaler, farbiger, lebendiger. Es wird zwar gelitten und auch gehadert. Aber auch ganz viel gelacht, gesungen, gebetet, genossen. Es gibt hier viel Raum und Zeit – zum Nachdenken, zum Abschiednehmen.

**IM STATIONSZIMMER.** Montagmorgen: Der Tag ist grau und regnerisch. Im Stationszimmer wirds eng, wenn drei Ärzte und drei Pflegefachfrauen sich gegenseitig ins Bild setzen. Wie geht es Frau B.? Braucht Herr F. mehr Morphium? Frau M. hatte eine schlechte Nacht. Kann man die Dosis erhöhen? Doris Zimmermann diskutiert mit dem zuständigen Arzt. Nach 25 Jahren auf einer chirurgischen

**«Über neunzig Prozent der Menschen möchten zu Hause sterben. Das gelingt aber nur etwa einem Viertel der Bevölkerung. Und nur etwa 1 bis 2 Prozent sterben auf Palliativstationen.»\***

GIAN DOMENICO BORASIO, PALLIATIVMEDIZINER

Abteilung eines Akutspitals hat sie vor gut zwei Jahren zur Palliativpflege gewechselt. Hier könne sie das machen, was sie am liebsten tue, sagt die 52-jährige Mutter zweier erwachsener Kinder: Menschen pflegen. «Ich kümmere mich um ihre Bedürfnisse, schaue, was sie brauchen, und gebe ihnen, was ihnen guttut», sagt sie.

Doris Zimmermann ist «Bezugsperson» für drei Schwerkranke. Das heisst, sie ist Ansprechperson für alles, was getan wird vom ersten bis zum letzten Aufenthaltstag. Und sie ist die Partnerin des Arztes, der Kranken und der Angehörigen.

**AM STERBEBETT.** Frau L., eine von Doris Zimmermanns Betreuten, ist nicht mehr ansprechbar. Die 83-jährige liegt im Sterben. Ihr Zustand hat sich über das Wochenende plötzlich verschlechtert. Jetzt geht es darum, dass sie gewaschen und mit Kissen bequem gelagert wird. Es dürfen keine Druckstellen entstehen. Die Patientin ist bis auf die Knochen abgemagert. Wenn die Pflegenden ihre Hand ergreift, stöhnt die Schwerkranke leise.



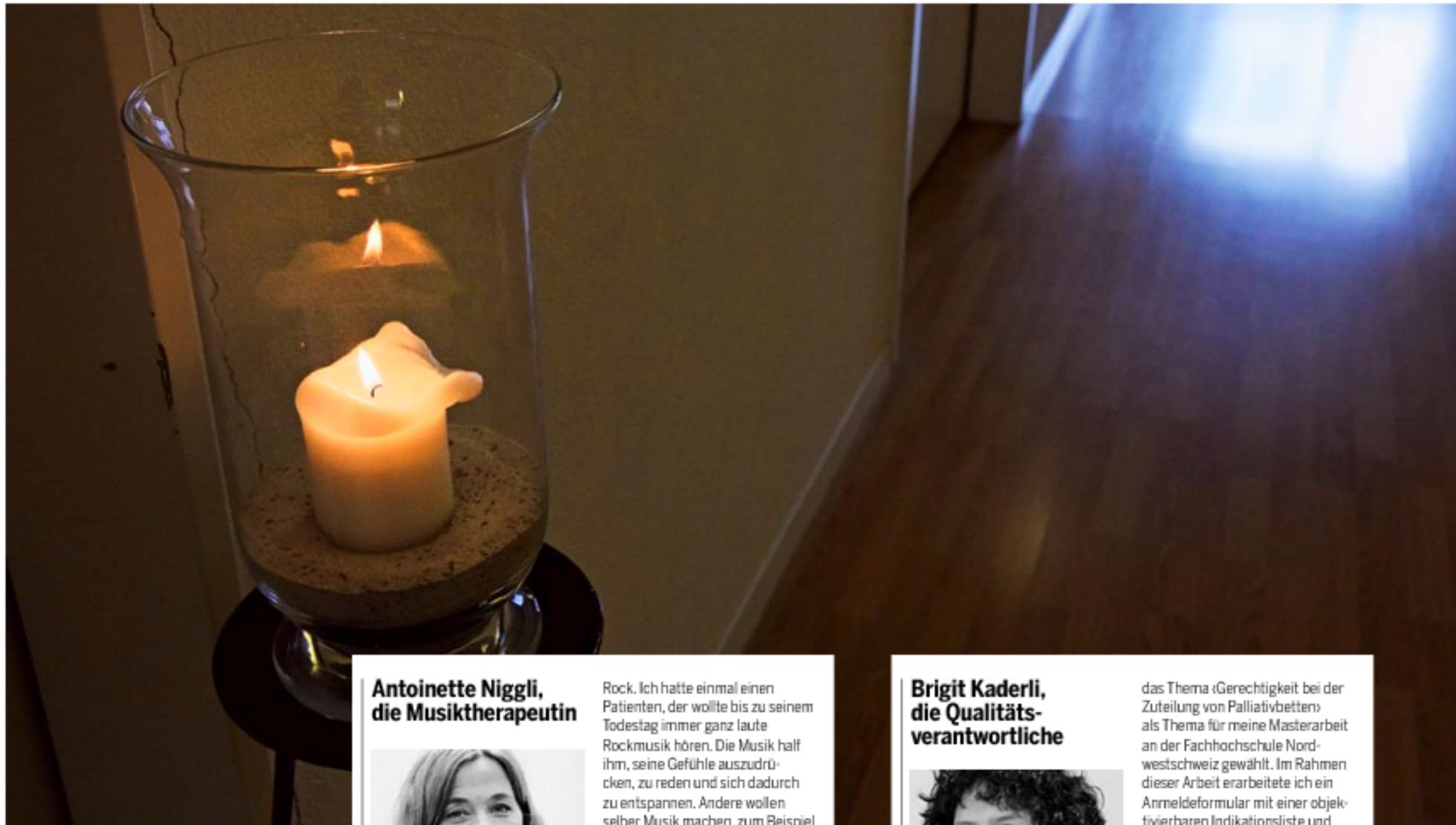
Aufgehoben sein ...



heisst auch verstanden werden



und nicht leiden müssen



«Keine Angst, ich gebe Ihnen etwas gegen die Schmerzen», beruhigt Doris Zimmermann sanft und lässt langsam Morphin in die vorbereitete Kanüle laufen. Ganz sanft streicht sie der Sterbenden über die trockene Hand, befeuchtet ihr den Mund, massiert ihre Füsse. Zum Schluss gibt sie ein paar Tropfen Lavendelöl in ein Duftlämpchen und öffnet das Fenster zum Garten. «Frau L. ist auf dem Weg», wird sie später in die Krankenakte schreiben. Das Hängemäppchen mit allen Angaben zu Frau L. und ihren Bedürfnissen führt die Pflegenden mehrmals täglich nach. Da steht auch, wer anzurufen ist, wenn es der Patientin schlechter geht. Die Pflegefachfrau kennt die Angehörigen.

**IM KORRIDOR.** Draussen vor den Zimmern hat die junge Hotellerieangestellte ihren Dienst aufgenommen. Sie summt ein Lied, zieht ihren grossen Reinigungs-

**«Die schwierigste Aufgabe ist es, den Patienten eine Mischung aus Selbstbestimmung und Fürsorge zu geben. Schwierig deshalb, weil sich die Balance mit der Zeit ändern kann.»\***

GIAN DOMENICO BORASIO, PALLIATIVMEDIZINER

wagen durch den Korridor, ordnet die Blumen, bringt neue Wäsche, bereitet das Znüni im Wohnzimmer vor. Dort ist es – im Gegensatz zum Stationszimmer – hell und gemütlich. In einem Bücherregal steht Lesestoff für Besucherinnen und Angestellte bereit. Auf einem Stuhl am Fenster – mit Ausblick in den Garten und auf die atemberaubende Alpenkulis-

**Antoinette Niggli, die Musiktherapeutin**



«Ich versuche jeweils, in einem ersten Gespräch herauszufinden, was den Menschen im Moment gerade wichtig ist und was ihnen guttut. Auf meinem Therapiewagen bringe ich verschiedenste Instrumente zu den Patientinnen und Patienten: Klangschalen, Zupf- und Saiteninstrumente, Trommeln, Flöten, Rasseln. Auf meinem iPod habe ich ausserdem Musik – von Volckstümlich über Jazz bis

Rock. Ich hatte einmal einen Patienten, der wollte bis zu seinem Todestag immer ganz laute Rockmusik hören. Die Musik half ihm, seine Gefühle auszudrücken, zu reden und sich dadurch zu entspannen. Andere wollen selber Musik machen, zum Beispiel trommeln. Sie können damit oft ihr Bedürfnis nach Bewegung stillen, tanken Energie, erleben ein Wohlgefühl. Musik kann Erinnerungen wachrufen, «Normalität» schenken. Musikalische Vorkenntnisse sind nicht nötig. Interessanterweise ist Musiktherapie für Berufsmusiker oft nicht geeignet. Wahrscheinlich, weil sie Musik mit Leistung und geistiger Arbeit verbinden. Da kann man nichts machen. Ich akzeptiere das.»

Antoinette Niggli, 50, ist Musiktherapeutin mit einer eigenen Praxis in Bern

se – thront Migia. Die Tigerkatze aus dem Tierheim gehört zur Abteilung. Wenn Migia nicht im Wohnzimmer faulenz, streicht sie lautlos durch den Korridor und schlüpft da und dort in ein Krankenzimmer. Sie scheint genau zu wissen, wo sie aufs Bett liegen darf und Streicheleinheiten bekommt.

Um neun trifft sich das Team zum Zmorge. Kaffee, Brot, Butter, Confi und Käse stehen bereit. Man sitzt um den grossen Holztisch, geniesst die Pause und plaudert. Die Themen sind die gleichen wie in tausend anderen Kaffeepausen im Land – Fernsehsendungen, Frisuren, Ferienpläne. Ab und zu piepst ein Sucher, dann ergreift jemand das kleine Trottinett und fährt zu einem Zimmer am andern Ende des Korridors. Die Znüni-pause ist nicht nur ein erster Arbeitsunterbruch, es ist auch die Zeit des allgemeinen Austauschs. Und der Arbeitsbeginn der Freiwilligen. Täglich arbeiten zwei von ihnen im Team. Weil die meisten nur einmal pro Woche eingeteilt sind, liegen in einigen Zimmern bereits wieder neue unbekannte

Patienten. Informationen sind also nötig: Mit Herrn K. könnte man einen Spaziergang durch den Garten machen. Frau P. bekommt später noch Besuch von der Hundetherapeutin. Frau R. würde gerne ein bisschen plaudern ...

Die freiwilligen Helferinnen sind fester Bestandteil des Palliativ Betreuungsteam. Sie werden sorgfältig ausgewählt. An Interessenten fehlt es nicht. «Ich wollte nach der Pensionierung etwas Sinnvolles tun», sagt Hans-Peter Probst. Das Wort «Helfen» mag der pensionierte Sanitärinstallateur nicht: «Ich bin da und versuche – zusammen mit den Patienten –, die Situation auszuhalten.»

**AM SITZUNGSTISCH.** Dienstag. Am Nachmittag trifft sich das gesamte Team zur «Fallbesprechung». Probleme sollen rasch auf den Tisch kommen und professionell gelöst werden, ist die Devise von Stationsleiterin Notburga Grauer. «Es ist wichtig, dass wir uns einig sind über unsere Grundsätze. Nicht nur theoretisch.»

Heute geht es um einen Patienten, der sich extrem abkapselt. «Er will keine Hilfe annehmen», berichtet eine Pflegenden, «er zieht sich von uns und auch

**Brigit Kaderli, die Qualitätsverantwortliche**



«Unsere Abteilung ist neben jener im Inselspital die einzige Station für «spezialisierte Palliative Care» im Kanton Bern. Die Nachfrage übersteigt das Angebot ständig. Die Zuteilung unserer neun Betten ist entsprechend anspruchsvoll, da fast immer mehrere Menschen auf ein Bett warten. Die Zuteilungsentscheide fand ich oft als belastend. Ich habe deshalb

das Thema «Gerechtigkeit bei der Zuteilung von Palliativbetten» als Thema für meine Masterarbeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz gewählt. Im Rahmen dieser Arbeit erarbeitete ich ein Anmeldeformular mit einer objektifizierbaren Indikationsliste und einem Punktesystem, die wir seither bei der Zuteilung der Betten anwenden. So können die vorhandenen Pflegebetten so gerecht wie möglich zugeteilt werden. Unser Ziel ist es jedoch, dass wir das Bettenangebot erweitern können. Und dass unser Angebot mit ambulanten Diensten vernetzt wird. Erst dann wird eine gerechte Zuteilung der Pflegebetten tatsächlich möglich sein.»

Brigit Kaderli, 45, Pflegefachfrau mit Masterabschluss in «Ethik», Leitungsmitglied Pflege Diaconis Palliative Care

von seinen Angehörigen total zurück.» Das Team macht sich Sorgen, vor allem der Angehörigen wegen. Ist ein solcher Abschied – gerade für die Kinder – nicht traumatisch?

Die Voten zeigen: «Loslassen» ist schwierig, nicht nur für die Patienten, mindestens ebenso für die Pflegenden. «Aushalten» können, wenn jemand so ganz und gar anders sterben will, als es den eigenen Vorstellungen entspricht, macht Mühe. «Sind wir denn ein Elefantenfriedhof?», fragt jemand. Irritation am Tisch. Heja, Elefanten entfernten sich fürs Sterben von der Herde. «Nein, sind wir nicht», sagt die Gesprächsleiterin, «aber wir müssen auch hier akzeptieren, dass es nicht an uns ist, zu urteilen, was richtig oder falsch ist. Wir machen Angebote, entscheiden tut jeder und jede für sich.»

Mittwochmorgen. «Jeder stirbt so, wie es für ihn stimmt», so sagt es die 67-jährige Seelsorgerin Anny von Almen. Sie hat am Vorabend noch im Zimmer von Frau L. die Angehörigen getröstet. Um Mitternacht ist die alte Frau gestorben. Vor dem Zimmer brennt jetzt eine Kerze auf einem schwarzen Sockel. Bruder,



und bis zuletzt



... liebevoll umsorgt sein.



Neffen, Nichten kommen und werden auf der Abteilung von den Pflegenden empfangen, umarmt, getröstet, ins Zimmer begleitet. Die Verstorbene liegt, umrahmt von Rosenblättern, in ihrem Bett. Zum Abschiednehmen darf auch der Hund der Familie ins Zimmer. Migia zieht sich derweil auf ihren Katzenbaum zurück.

**AM KRANKENBETT.** Es ist 10 Uhr. Frau M. hat heute gut und lang geschlafen. Sie hätte jetzt Lust auf ein Eis. Doris Zimmermann holt eines aus dem Gefrierfach. Die Patientin löffelt genüsslich, kraut Migia, die Katze, die sich auf ihrer Bettdecke lang macht, und spricht erstaunlich offen über sich und ihre Krankheit. Vor rund zehn Jahren wurde sie erstmals wegen Krebs operiert. Vor einem Jahr erfuhr sie, dass die Krankheit zurückgekommen ist. Dass sie sterben wird, in wenigen Wochen schon, dieser Tatsache schaut sie in die Augen. «Ich hatte auch meine Krisen», gesteht sie, «aber jetzt hoffe ich nur, dass es schnell geht.» Noch vor wenigen Monaten hat die 52-Jährige sich ihren Lebensraum

### Peter Fuhrer, der Freiwillige



«Einmal pro Woche arbeite ich hier als (Freiwilliger Mitarbeiter). Hauptberuflich bin ich Bauingenieur bei den SBB. Mein Arbeitgeber weiss von meinem Engagement hier und begrüsst es. Weil ich gleitende Arbeitszeit habe, kann ich mir die Zeit für meine Freiwilligenarbeit gut nehmen. Wenn ich einen Tag lang (mum) gerechnet habe, was ab und zu vor kommt, dann empfinde ich meine

Tätigkeit mit den Patientinnen und Patienten auf der Palliativstation als wohlthuenden Ausgleich. Hier geht es ums wahre Leben. Das tönt jetzt vielleicht eigenartig, aber es ist so: Es geht hier nicht nur ums Sterben. Es geht auch ums Abschiednehmen. Und darum wird hier noch einmal ganz intensiv gelebt. Für viele sind es die letzten, aber es sind entscheidende Stunden.

Seit ich hier engagiert bin, hat der Tod für mich seinen Schrecken etwas verloren. Ich kann ihm in die Augen schauen. Ich will damit nicht sagen, dass ich den Tod kenne, aber ich habe hier schon viele Leute ruhig sterben sehen; ich kann nun viel besser über mein eigenes Leben – und mein Sterben – nachdenken.»

Peter Fuhrer, 50, ist Bauingenieur und wöchentlich vier Stunden im Einsatz

verwirklicht und eine eigene Gesundheitspraxis eröffnet. Dann kam der vernichtende Bescheid, mit dem sie seither lebt. «Dank Reiki habe ich gelernt, ganz bei mir zu sein», sagt sie ruhig, «ich habe keine Angst. Mir passiert sicher nichts Schlimmes. Ich bin sogar ein bisschen neugierig.» Sie habe alles geregelt «mit den Finanzen und so», die Tochter wisse Bescheid, von ihren besten Freundinnen habe sie sich verabschiedet – «mit einem

kleinen Geschenk». Von ihr aus könne «es» morgen losgehen. Wo nimmt sie diese Gelassenheit her? «Ich weiss es nicht», sagt sie. Ganz furchtlos sei sie nämlich nicht. Spinnen und Dunkelheit machten ihr Angst. Aber der Tod? Nein, der nicht. Froh sei sie, dass sie bisher immer selber bestimmt habe, was mit ihr geschehen soll: «Es gab Leute, die fanden es verantwortungslos, dass ich keine Chemotherapie machen liess. Aber ich

### Notburga Grauer, die Stationsleiterin



«Wir haben auf unserer Station viel Freiraum. Wir können Patientinnen und Patienten und ihr Umfeld individuell und umfassend betreuen und begleiten. Weil unsere Hierarchien ganz flach sind und das Team ein einheitliches Verständnis von Pflege und Betreuung hat, können wir unsere Energie dort einsetzen, wo sie am meisten gebraucht wird: am Krankenbett.

Ich arbeite rund sechzig Prozent als Leiterin dieser Abteilung und den Rest regelmässig in der Pflege. Wenn irgendein Problem im Team auftaucht, merke ich das sofort und Sorge dafür, dass es auf den Tisch kommt. Mir ist es ganz wichtig, dass jede und jeder im Team zu sich selber auch Sorge trägt. (Seid wachsam!) sage ich deshalb meinem Team immer wieder.

Wir erleben und sehen hier viel Schweres. Die Gefahr einer emotionalen Erschöpfung ist darum gross. Es ist also doppelt wichtig, dass alle gut zu sich selber schauen. Ich beispielsweise schöpfe Kraft aus ganz vielen kleinen Dingen. Unter anderem auch aus meinem Glauben.»

Notburga Grauer, 46, ist diplomierte Pflegefachfrau, mit Höherer Fachausbildung in Onkologie

habe gesagt: Mein Körper gehört mir.» Sie sei überzeugt, dass ihr das geholfen habe, sich selber zu bleiben, bis zu einem gewissen Grad «unversehrt» zu bleiben.

**IM KORRIDOR.** Donnerstag: Zwei Todesfälle in zwölf Stunden haben die Pflegenden und die Angestellten der Hotellerie gefordert. Es gibt viel zu tun. Die Bestatter kommen, Schreivarbeiten müssen erledigt, Zimmer geputzt werden. Ange-

#### PALLIATIVE CARE

### Fakten und Zahlen

**DER BEGRIFF.** «Palliativ» kommt aus dem Lateinischen. «Pallium» bedeutet Mantel. Palliare umhüllen. «Palliative Care» im Sinne der Weltgesundheitsbehörde WHO meint eine Haltung in der Krankenpflege, welche die Lebensqualität von un-

heilbar Kranken und ihren Angehörigen verbessern soll. Erreicht wird dies durch eine ganzheitliche Betreuung, die körperliche, psychische, soziale und spirituelle Fragen frühzeitig erfasst und angemessen einbezieht.

**DIE GESCHICHTE.** 1967 gründet Cicely Saunders (1918–2005) in London ein erstes Hospiz, in dem sie Sterbende betreute. In den 70er-Jahren ver-

breitete sich die Idee – ausgehend von der Westschweiz – auch bei uns. 1991 wurde in St. Gallen die erste Palliativstation der Deutschschweiz eröffnet. 2002 richteten die Universitäten Lausanne und Genf einen Lehrstuhl für Palliative Care ein. 2009 verabschiedeten das Bundesamt für Gesundheit und die Gesundheitsdirektorenkonferenz eine gemeinsame «Nationale Strategie

Palliative Care» für die Jahre 2010–2012. Diese wird bis 2015 vertieft.

**DIE PHILOSOPHIE.** Palliative Care richtet sich grundsätzlich nach den Wünschen und Bedürfnissen der Kranken. Gemacht wird nicht in erster Linie alles, was möglich ist, vielmehr werden jeweils Vor- und Nachteile einer Therapieform mit den Betroffenen diskutiert. Dabei erwägt man vor-

allem, ob eine Therapie den Krankheitsverlauf positiv beeinflusst und die Lebensqualität verbessert, oder ob sie zusätzliches Leid verursacht. Der Sterbeprozess wird weder hinausgezögert noch beschleunigt. Angebote für Suizidbegleitung gibt es jedoch nicht.

**DIE ANGEBOTE.** Palliative Care beginnt, schweizweit Fuss zu fassen. Im Netz findet man – nach Kanto-

nen gegliedert – eine Übersicht. [www.palliative.ch](http://www.palliative.ch)

**DIE KOSTEN.** Palliative Care ist zwar personalintensiv, kommt aber mit weniger teurer Apparatemedizin aus. Diaconis Palliativ Care beispielsweise arbeitet kostendeckend. Die Kostenübernahme ist von Kanton zu Kanton verschieden geregelt. Auch hier gibt es Informationen auf der Palliativ-Website.

**DIE ZUKUNFT.** Mit der «Nationalen Strategie Palliative Care» haben sich Bund und Kantone das Ziel gesetzt. Palliative Care gemeinsam mit den wichtigsten Akteuren langfristig im Gesundheitswesen zu verankern. Mit verschiedensten Massnahmen soll erreicht werden, dass schwerkranke und sterbende Menschen in der Schweiz ihren Bedürfnissen angepasste Palliative

Care erhalten und ihre Lebensqualität verbessert wird. [www.bag.admin.ch/palliativecare](http://www.bag.admin.ch/palliativecare)

**SPIRITUAL CARE.** Ganzheitliche Betreuung am Lebensende umfasst auch spirituelle Begleitung. In den meisten Palliativstationen sind deshalb auch Seelsorgende tätig. 2010 wurde an der Universität München die europaweit erste Professur für Spiritual Care einge-

richtet. Diese wurde passenderweise gleich ökumenisch besetzt.

**LITERATUR.** Auf unserer Homepage finden Sie eine Liste mit empfehlenswerten Büchern zum Thema, samt je einer kurzen Inhaltsangabe. Diese Liste kann auch bestellt werden. Tel. 031 398 18 30 oder mit einem frankierten Antwortcouvert an Postfach 312, 3000 Bern 13. **RJ** [www.reformiert.info](http://www.reformiert.info)



Loslassen ist schwierig ...



... und fordert alle.



hörige holen persönliche Gegenstände der Verstorbenen ab. Am Nachmittag treffen bereits zwei neue Patienten ein. Wie verkraften die Pflegenden diesen ständigen Wechsel? Doris Zimmermann staunt manchmal selber, dass sie es schafft, sich immer wieder so schnell auf neue Menschen einzustellen. Und wie geht sie damit um, dass sie nie heilen kann? Fehlt da nicht das «Erfolgsereignis»? «Was ist Erfolg?», fragt sie zurück, «mir ist wichtig, dass ich den Menschen Ruhe, Geborgenheit und Sicherheit geben kann. Dass ich spüre, was sie wirklich brauchen.»

«Komfortabel» ist das Stichwort. Es umschreibt den angestrebten Zustand der Patienten. Das Gegenteil wäre «verzweifelt», «ängstlich», «unruhig». Das soll vermieden werden. Und doch: auch in der Palliativabteilung stirbt nicht jeder in Frieden. Das Pflegepersonal muss auch mit hadernnden, resignierten, sich auflehrenden Patienten klarkommen.

**AUF DEM HEIMWEG.** Die Sterbeabteilung nach Feierabend zu verlassen, wieder einzutauchen in das geschäftige, lärmige Leben, im Bus dem oft griesgrämigen und rücksichtslosen Alltag zu begegnen, kann schmerzhafter sein als die Arbeit auf der Palliativstation. Das bestätigen viele Pflegenden. Doris Zimmermann sagt es so: «Manchmal halte ich die Pseudoprobleme fast nicht aus, mit denen sich beispielsweise die Medien abgeben.» Diese Oberflächlichkeit gehe ihr oft einfach zu weit. Ein Gespräch mit ihrem Mann, der ebenfalls in der Pflege arbeitet, helfe ihr, Schweres zu verarbeiten und wieder alltagstauglich zu werden. Unbekümmerte Normalität, eine gewisse Sorglosigkeit und Erholungszeit

**Anny von Almen, die Seelsorgerin**



«Wenn ich zum ersten Mal an eine Tür klopfte, weiss ich meist nicht, was mich erwartet, wie die Menschen auf mein Angebot reagieren werden. Schwierig ist das nicht, eher spannend. Es kann vorkommen, dass der Begriff «Seelsorgerin» nicht verstanden wird. Daraus kann sich dann ein Einstieg ergeben. Wenn mein Angebot abgelehnt wird, dann akzeptiere ich das, auch wenn es mir leid tut.

brauchten alle, die hier länger arbeiten, sagt die Stationsleiterin Notburga Grauer, «sonst brennt man schnell aus». Jeder und jede auf der Station kenne deshalb ihr oberstes Gebot. Sie wiederhole es ständig: «Seid wachsam und tragt Sorge zu Euch selber!»

**«Das Erlebnis einer würdevollen und friedlichen Sterbephase wird die Einstellung der Angehörigen zum Tod für die Dauer ihres ganzen Lebens beeinflussen. Auch das ist Palliativmedizin.» \***

GIAN DOMENICO BORASIO, PALLIATIVMEDIZINER

**IN DER KAPELLE.** Freitag: Im Erdgeschoss des Hauses ist eine kleine Kapelle eingerichtet. Hier empfängt die Leiterin von Diaconis Palliativ Care, Nelly Simmen, heute eine Gruppe Senioren. Sie interessieren sich für den Betrieb. Nelly Simmen, die seit den Anfängen die Station managt, hält ein engagiertes Plädoyer

Was ich anbieten kann, ist Zeit und Raum. Viele wollen ja noch etwas abschliessen oder Ordnung in Unverarbeitetes bringen. Einige brauchen Trost, andere einen Segen. Ich werte nicht. Jeder geht, wie er oder sie kann. Mit Gebeten oder mit der Bibel bin ich zurückhaltend, frage eher zuerst einmal: (Was könnte Sie trösten?) Da kommen dann ganz unterschiedliche Antworten. Schwierig ist es für die meisten Menschen, wenn sie ihre Selbstständigkeit verlieren, sich beispielsweise nicht mehr selber waschen können, das Leben Stück für Stück aus der Hand geben müssen. Vielleicht sagt dann jemand, der zuvor ein Gebet abgelehnt hat, den Satz (Gället, itz häl-fet dr mr bättele!.)»

Anny von Almen, 67, ist Pflegefachfrau mit Zusatzausbildung in Seelsorge

**Guido Brun del Re, der Arzt**



«Die Unterschiede zwischen einem Akutspital und unserer Station sind gross. Wir orientieren uns nicht an Diagnosen, sondern an Symptomen. Das heisst: Wenn wir aufgrund von Aussagen aus dem Umfeld von Kranken merken, dass eine Einweisung dringend ist, dann wird dieser Mensch so rasch als möglich aufgenommen. Wir Ärzte arbeiten aber auch anders mit den Pflegenden zusam-

men, nämlich ohne Hierarchie. In unserem Fokus steht immer die Schmerzlinderung – und nie das Ausschöpfen sämtlicher Therapien und Abklärungsmethoden. Angefangen hat die Geschichte dieser Station vor rund zwanzig Jahren. Ein anderer Onkologe und ich hatten immer wieder Mühe damit, dass wir Krebspatienten im Akutspital oft in Zweierzimmern ohne jede Intimität betreuen mussten. Es ist schwierig, unter solchen Umständen übers Sterben und den Tod zu sprechen. Wir unterbreiteten dem Berner Diaconissenhaus das Anliegen und wurden gehört. Ein Jahr später wurde unsere Palliativstation mit neun Betten gegründet. In nächster Zukunft können wir sie hoffentlich erweitern.»

Guido Brun del Re, 68, ist Belegarzt und Mitinitiant von Diaconis Palliative Care

für Palliative Care und steht Rede u Antwort: Ja, die Palliativstation steht allen offen, man kann sich oder einen Angehörigen auch selber anmelden. Meist tut es aber ein Arzt oder der Sozialdienst. Und: Ja, für die meisten ist es die letzte Bleibe, über 150 Menschen sterben jährlich hier, die durchschnittliche Aufenthaltsdauer beträgt 17 Tage. Doch, die Kosten werden von den Krankenversicherungen übernommen, 60 Tage lang.

Was sie nicht sagt: dass im Kanton Bern die Kassen zwei Monate lang die Betreuung in ihrer Station übernehmen, ist einmalig grosszügig. Und es ist das Resultat langer Verhandlungen. Nelly Simmen, die einen Masterabschluss in Pflege besitzt und zwischenzeitlich bei der Swissair als Flightattendant arbeitete, hat sich leidenschaftlich dafür eingesetzt. Sie sitzt in kantonalen und nationalen Verbänden. Kassenvorteile und Politiker mussten überzeugt werden, dass Palliativ Care ein Bedürfnis ist und für alle Beteiligten Vorteile bringt. Die Fakten sprechen für sich: Die Kosten pro Pflegetag sind mit rund 900 Franken günstiger als im Akutspital. Und die Abteilung schreibt schwarze Zahlen. Das

wichtigste aber: Patienten und Angehörige sind überdurchschnittlich zufrieden. Und die Pflegenden auch. Der Beweis: Während Spitäler überall verzweifelt Personal suchen, hat die Personalverantwortliche bei Diaconis Palliativ Care «eine Schublade voller Dossiers mit Bewerbungen». Und dies, obwohl der Lohn leicht unter dem Durchschnitt liegt.

**IM GARTEN.** Die Sonne zeigt sich am Nachmittag zum ersten Mal diese Woche. Frau M. hat Lust auf einen kleinen Spaziergang. Am Rollator geht sie bis zur Terrasse, blickt über die Stadt zu den Alpen und geniesst die frische Luft. «Das tut gut», sagt sie, «aber ich bin schnell müde». Auf dem Rückweg freut sie sich am Blau der Hyazinthen, am Gelb der Osterglocken. Und während ich mich beklommen frage, wie es wohl sein muss, wenn man weiss, dass man gerade den letzten Frühling erlebt, sagt Frau M.: «Ich bin froh, dass ich hier sein kann.»

\* **HERVORGEHOBENE ZITATE (SEITEN 5, 6 UND 8):** Aus dem Buch «Über das Sterben», Gian Domenico Borasio, Professor für Palliativmedizin an der Universität Lausanne, C.-H.-Beck-Verlag

# Mission 2013 – «gehet hin und nervt!»

**KIRCHENTAG/ Rund 300 000 feierten in Hamburg den Evangelischen Kirchentag. Ein ähnlicher Mega-Event könnte 2020/21 auch in der Schweiz stattfinden.**

«Soviel du brauchst»: Mit diesem Motto hatten die Veranstalterinnen des 34. Deutschen Evangelischen Kirchentags in Hamburg im Vorfeld für einige Irritation gesorgt. «Was soll an diesem Zitat aus dem 2. Buch Mose politisch sein?», fragten einige. Und erinnerten an Kirchentage, die Visionäres – etwa die Abschaffung der Wehrpflicht, den Atomausstieg, die Wiedervereinigung – gefordert hatten. Und damit Bewegungen anstießen, die die Gesellschaft verändern sollten.

**MASSHALTEN.** 2013 also die eher zahme Aufforderung zum «Masshalten». Ist der Kirchentag harmlos geworden? Vier Tage und 2500 Anlässe nach dem Eröffnungsgottesdienst hatte der Satz an Schärfe gewonnen. In Bibelarbeiten, Workshops und Gottesdiensten war der Themenschwerpunkt «Verantwortungsvolles Wirtschaften» hundertfach aufgegriffen und vertieft worden. Und die

**«Soviel du brauchst heisst auch: Genug zu haben, um ein menschenwürdiges Leben zu führen. Und dafür zu streiten.»**

GERHARD ROBBERS, KIRCHENTAGSPRÄSIDENT

politische Brisanz des Bibelzitats war offensichtlich: Gier und die Masslosigkeit sind unnötig. Es hat ja genug für alle, Gott gibt reichlich, niemand muss horten. Oder mit den Worten von Ellen Überschar, der Generalsekretärin des Kirchentags: «Gehortetes verdirbt nur – nicht zuletzt den Charakter.» Das waren starke Worte, die von den Medien dankbar verbreitet wurden. Daneben gab es aber auch kritische Töne. Der Religions-

spezialist der «Süddeutschen Zeitung», Matthias Drobinski, etwa wollte mehr als Lippenbekenntnisse. Er forderte die Kirchenleute auf, unbequem zu sein, Konflikte zu wagen, Spitzenverdiener im eigenen Land mehr zur Kasse zu bitten.

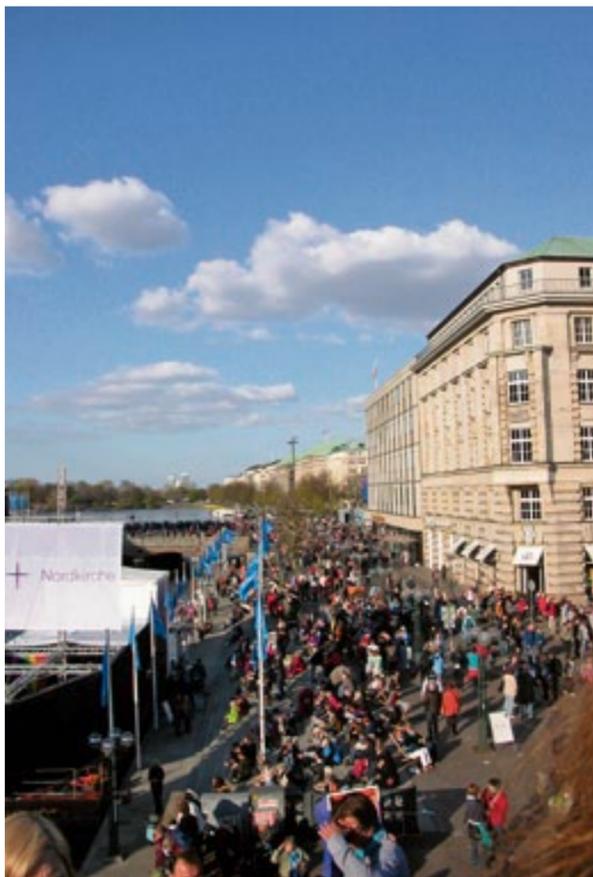
Die Kritik ist nicht ganz unberechtigt. Politikerinnen und Wirtschaftsvertreter, die zu Bibelarbeiten gekommen waren, wurden meist eher angehört als angegriffen und herausgefordert. Immerhin: Klartext war auch von kirchlicher Seite zu hören: «Soviel du brauchst» heisst auch, genug zu haben», sagte Kirchentagspräsident Robbers an einem Gespräch mit Gewerkschaftern am 1. Mai, «genug, um ein menschenwürdiges Leben zu führen. Und dafür zu streiten».

**NERVEN.** Margot Kässmann, einstige Landesbischöfin und Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), die heute als Botschafterin für das 500-Jahr-Jubiläum der Reformation 2017 unterwegs ist, gab sich auch streitbar. Sie forderte die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher auf, nicht immer nur die Harmonie zu suchen. «Seid Nervensägen!», rief sie ihnen kampfeslustig zu. «Nerven ist ein probates Mittel, wenn man gehört werden will.»

«Gehet hin und nervt!», ein Satz, der fast so etwas wie das «Schattenmotto» am Hamburger

Kirchentag wurde. Die Medien nahmen die Worte gerne auf. 500 Jahre nach Luther sollen Protestanten wieder «Mut zur Veränderung» zeigen, «sich bewegen», war etwa in der «Zeit» zu lesen. Man erwarte von den Protestanten, dass sie wieder öfter dazwischenriefen: «Hier stehen wir, wir können nicht anders.»

Das «Reformationsjubiläum» war in Hamburg eine oft zitierte Wegmarke. Die Lutherstadt Wittenberg scheint als



Ganz im Zeichen des Kirchentags: das Hamburger Stadtzentrum

übernächste Kirchentagsstadt – im Jubiläumsjahr 2017 – gesetzt. Aber man denkt auch schon weiter.

2020/21 könnte ein europäischer – vielleicht gar ein ökumenischer – Kirchentag Tatsache werden. Dafür hätte die Schweiz mit der Zwinglistadt Zürich übrigens gute Karten. Christina Aus der Au, Theologiedozentin am Zentrum für Kirchenentwicklung der Universität Zürich, ist von der Idee begeistert. Sie, die einzige Schweizerin im Präsidium des Hamburger Kirchentags, hat in Deutschland auch schon prominente Fürsprecher gefunden: Rudolf von Thadden, der Sohn des Kirchentagbegründers, findet, Zürich wäre geradezu prädestiniert, Gäste aus ganz Europa zu empfangen und sich als multireligiöse Stadt zu empfehlen.

**MITBESTIMMEN.** Christina Aus der Au ist überzeugt, dass ein internationaler Kirchentag in Zürich den Schweizer Kirchen Impulse geben könnte. Genau so, wie das jeweils in Deutschland der Fall ist. «Was wir jetzt noch brauchen, sind begeisterungsfähige Leute, die sich anstecken lassen und mitziehen.» Dass dies nicht vor allem «Profis» sein müssten, ist für die Theologin klar. Denn das sei das Erfolgsgeheimnis der Deutschen Kirchentage. «Nicht die Kirche bestimmt das Programm, sondern kirchennahe und kirchenferne Engagierte.» RITA JOST

## Kirchentag – ein Tagebuch im Netz

Der Deutsche Evangelische Kirchentag hat Gäste aus 85 Ländern angezogen – darunter auch viele aus der Schweiz. Verschiedene Gruppen aus Kirchengemeinden, aber auch Jugendliche reisten an. Auch «reformiert.» war in Hamburg, hat verschiedene Anlässe besucht und auf seiner Website täglich einen Bericht veröffentlicht.

**TAGEBUCH UND INFOS:**  
www.reformiert.info,  
www.kirchentag.de

## SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Publizist und Buchautor



## Auf Wiedersehen, ehm ... Herr ... ääähhmmmm

Vor wenigen Minuten hat er sich vorgestellt. Wir haben ein angenehmes Gespräch geführt. Und jetzt, beim Abschied, will mir sein Name partout nicht einfallen. Mein Gedächtnis! Huber? Bucher? Schubert? Wo ist dieser verfluchte Name bloss verschwunden? Um mich aus der Affäre zu retten, brumme ich etwas Unverständliches, während er locker «Auf Wiedersehen, Herr Marti» sagt. Eins zu null für Herrn Huber, Bucher, Schubert oder so ähnlich. Ich befürchte, mein Gehirn verkommt allmählich zu einem Lächerbecken.

**GEHIRN.** Kein Grund zur Panik, sagen die Fachleute: Die Gedächtnisleistung lässt ab dem 25. Lebensjahr nach, das ist ein ganz natürlicher Vorgang. Und mit den Jahren haben wir dermassen viele Informationen im Hirn gespeichert, dass es nicht immer leicht ist, die richtige zu finden, einen Namen zum Beispiel. Alles okay also? Nicht ganz. Es gibt nämlich noch eine andere, ganz simple Erklärung: Ich habe nicht gut zugehört. Während er sich vorgestellt hat, habe ich mir überlegt, wie ich ihm mein Anliegen vortragen soll. Mein Gehirn war beschäftigt, der Name flutschte durch. Zuhören erfordert Aufmerksamkeit. Wenn diese fehlt, hilft auch das beste Hirn nichts.

**RESPEKT.** Fast alle mögen es, wenn sie mit Namen angesprochen werden. Name und Respekt sind miteinander verbunden. «Der Name ist ein Stück des Seins und der Seele» (Thomas Mann). Für viele ist der Name sogar ihr persönliches Lieblingswort. Sie freuen sich, ihn zu hören, und sind frustriert, wenn er vergessen wird. Sie deuten diese Unaufmerksamkeit als Zeichen mangelnder Wertschätzung.

**GESICHT.** Kürzlich habe ich in der Stadt den ... ach, wie heisst er jetzt schon wieder? Ist ja egal, den Dingsbums getroffen und ihn sogleich erkannt, aber seinen Namen nicht gefunden. Hallo Lorenz, rief er, und ich winkte ihm zu. Gesichter können wir uns leichter merken als Namen, was einen einfachen Grund hat: Ein Gesicht erzählt ganze Geschichten, während der Name ein abstraktes Gebilde bleibt. Früher waren Namen mit Bedeutungen und Funktionen verknüpft, heute haben viele keinen Bezug mehr zum Alltag und sind deshalb schwer zu behalten. Unter einem Schneider kann man sich etwas vorstellen, unter einem Marti nicht (ein Grund, all jenen zu verzeihen, die meinen Namen vergessen).

**RITUAL.** Also, wie helfe ich jetzt meinem miesen Namensgedächtnis auf die Sprünge? Es gibt einen einfachen Trick: Ich schüttele beim Kennenlernen dem Gegenüber die Hand und spreche seinen Namen aus. Dieses kleine Ritual aktiviert nach Ansicht der Fachleute die grauen Zellen im Gehirn, und der Name bleibt besser haften. Bei Herrn Huber, Bucher, Schubert oder wie auch immer er heisst, habe ich diesen Trick leider – vergessen. Mein Gedächtnis!



**ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert Biblisches, Christliches und Kirchliches – für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.**

## Q U M R A N

Die archäologische Sensation des vergangenen Jahrhunderts: Als ein Beduine im Frühling 1947 beim Ziegenhüten über dem Toten Meer eine Höhle mit 45 hohen Tonkrügen entdeckt, ahnt er noch nichts von deren Kostbarkeit. Rund zweitausend Jahre alte Schriftrollen stecken in den Gefässen. Bestände aus Synagogen wurden dort um 68 n. Chr. vor dem Zugriff der römischen Besatzer versteckt. Die Qumran-Rollen stellen die ältesten Handschriften biblischer und anderer sakraler Texte dar. Die vollständig erhaltene Jesajarolle belegt,

wie texttreu durch die Jahrhunderte hindurch kopiert wurde. Wurmbeschädigte Überreste von 900 Schriftrollen aus weiteren Höhlen beschäftigen seither ein grosses Expertenteam.

Die Ausgrabung der Qumran-Siedlung durch den französischen Dominikaner de Vaux hatte in den Fünfzigerjahren noch keine Parallelen. So setzte er die Hypothese in Umlauf, die bis anhin nicht lokalisierbare Sekte der Essener habe dort klosterähnlich gelebt. Archäologisch unklare Entdeckungen werden zunächst immer rituell gedeutet.

Die bruchstückhafte Veröffentlichung der Qumran-Funde entfesselte Fantasien: Verschwörungstheorien über Textunter-schlagungen Roms bis zu metaphysischen Thrillern füllen seither Buchregale. Unter den aktuellen Thesen ist die wahrscheinlichste, dass Qumran ein befestigter Landwirtschaftsbetrieb für regionale Produkte wie Datteln war und bis zu 300 Menschen beschäftigte. Wasser gelangte vom Bergland über Aquädukte in die Oase auf der Felsterrasse. Weit und breit keine «Geheiminformationen» über Jesus. MARIANNE VOGEL KOPP



**BERGFRÜHLING GENIESSEN**  
8.-15. und 15.-22. Juni 2013  
7 Nächte mit Halbpension  
Alpenblumenwanderung und  
Frühlingsspaziergang  
für Fr. 890.- (statt 995.-)  
pro Person im Balkonzimmer



HOTEL BELLA LUI  
Seit 1930, Partner Swiss Historic Hotels

Hotel Bella Lui 1930 | Route Zotzet 8 | 3963 Crans-Montana | Telefon 027 481 31 14 | [www.bellalui.ch](http://www.bellalui.ch)

## reformiert.

«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erreicht monatlich über 700 000 Haushaltungen in den Kantonen Aargau, Bern, Jura, Solothurn, Graubünden und Zürich. Für die Geschäftsstelle in Bern suchen wir per 1. August 2013 (oder nach Vereinbarung)

### eine Geschäftsführerin/ einen Geschäftsführer 80 – 100%

Sie sind offen, kommunikativ, arbeiten gerne in einem kleinen Team für eine erfolgreiche Monatszeitung und sind selbständiges Arbeiten gewohnt.

#### AUFGABEN

- Führung der Geschäftsstelle des Vereins «saemann», Mitherausgeber der Zeitung «reformiert.»
- Kontakte mit Kirchgemeinden, Redaktion, Druckereien, Partnern der Trägerschaft «reformiert.»
- Vorbereitung der Sitzungen der Vereinsgremien und der Mitgliederversammlung, Mitarbeit im Vorstand
- Führung der Administration des Vereins «reformiert.», Vor- und Nachbearbeitung von Sitzungen und Delegiertenversammlungen
- Führung und Mitarbeit in Projekten
- Führungsrolle im Bereich Kundenbetreuung und Marketing
- Stellvertretung der Sachbearbeiterin der Geschäftsstelle (Lohn- und Rechnungswesen)

Sie haben eine kaufmännische Ausbildung, Erfahrungen und ev. eine Weiterbildung im Personal- und Rechnungswesen, Berufserfahrung in einer leitenden Funktion und suchen eine neue Herausforderung. Unternehmerisches Denken und Handeln, Sozialkompetenz, Freude am Produkt «reformiert.» sowie ein Flair für den Umgang mit einer modernen Büroinfrastruktur sind wichtige Voraussetzungen für diese Stelle.

#### WIR BIETEN

eine verantwortungsvolle Stelle mit aussergewöhnlichen Gestaltungsmöglichkeiten in einem engagierten Team, überdurchschnittlich gute Anstellungsbedingungen und einen attraktiven Arbeitsplatz im Berner Mattequartier.

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann freuen wir uns auf Ihre vollständige Bewerbung per E-Mail bis 5. Juni 2013 an: [u.scheidegger@jukom.ch](mailto:u.scheidegger@jukom.ch). Auskünfte erteilen die Stelleninhaberinnen, Silvia Kleiner (Tel. 031 398 18 31, [silvia.kleiner@reformiert.info](mailto:silvia.kleiner@reformiert.info)), oder der Präsident des Vereins «saemann», Ueli Scheidegger (Tel. 079 419 94 77, [u.scheidegger@jukom.ch](mailto:u.scheidegger@jukom.ch))  
Verein «saemann», Herausgeber «reformiert.» Bern, Postfach 312, 3000 Bern 13  
[www.reformiert.info/bern](http://www.reformiert.info/bern)

## Ich lese reformiert.



«... weil mich interessiert, was in anderen Kirchgemeinden lebt. Dass in «reformiert.» auch regelmässig über ethische Fragen und berichtet wird, ist ein Gewinn.»

MAJA ZIMMERMANN (57), Pfarrerin an der Münster-Gemeinde, Bern

[www.reformiert.info](http://www.reformiert.info)

info@koemedia.ch  
Telefon 071 226 92 92

### Stiftung für Menschen mit seltenen Krankheiten

Eine halbe Million Schweizer leiden an einer seltenen Krankheit, mehr als an Diabetes und Krebs. Herzlichen Dank, dass Sie mit einem Beitrag diesen Menschen helfen!

Unter dem Patronat von Prof. Thierry Carrel und nominiert für den Swiss Charity Award 2012

Spendenkonto  
PC 80-151-4 / IBAN CH50 0070 0110 0035 7775 0  
Wagistrasse 25 · 8952 Schlieren · Tel. 043 433 86 90  
[www.stiftung-seltene-krankheiten.ch](http://www.stiftung-seltene-krankheiten.ch)



## FinnComfort Schuhe vereinen Langlebigkeit mit hohem Tragekomfort.

- auswechselbare, anatomische Fussbetten
- hochwertige, natürliche Materialien
- made in Germany

Gerne senden wir Ihnen den Katalog 2013 zu. FinnComfort Schuhe finden Sie ausschliesslich im Fachhandel.

FinnComfort Schweiz | Panoramaweg 35  
5504 Othmarsingen | [www.finncomfort.ch](http://www.finncomfort.ch)

DER SCHUH ZUM WOHLFÜHLEN.



2013  
JUNI/AUGUST

## Kurse und Weiterbildung

JUNI

Freiwillige  
12.6.

**DOSSIER FREIWILLIG ENGAGIERT (ehemals Sozialzeitausweis)**  
Der Kurs vermittelt Sicherheit für die Nutzung des DOSSIERS. Er befähigt, aussagekräftige Beurteilungen von freiwilligen Einsätzen zu erarbeiten, Fähigkeiten und Kompetenzen in der Freiwilligenarbeit zu benennen und zu umschreiben.  
Der Kurs findet in Zusammenarbeit mit Benevol Bern statt.  
ORT: Bildungszentrum WWF, Bollwerk 35, Bern  
ZEIT: 16.00 – 18.30 Uhr

AUGUST

Stiftung Diaconis Bern  
5.+6.8.

**2-TAGES-PILGERWANDERUNG**  
ORT: Freiburg – Autigny – Romont

Jugend/  
Junge Erwachsene  
8.–11.8.

**GRUND-BE-FINDEN**  
Eine Auszeit und Selbsterfahrung für Jugendarbeitende  
ORT: Im Ruchenhüttli in Unterschächen (UR)  
ZEIT: 10.15 – 16.00

Kirchgemeinderat  
19.8.+  
2.9.

**DAS SEKRETARIAT ALS DREHSCHIEBE**  
Organisationsformen in Kirchgemeinden  
ORT: Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern  
ZEIT: 13.00 – 17.00 Uhr

VORANKÜNDIGUNG

**PRÄSIDIENKONFERENZEN**

Dienstag 15.10. in Spiez  
Donnerstag 24.10. in Biel (in französischer Sprache)  
Dienstag 29.10. in Lyss  
Dienstag 12.11. in Bern  
Donnerstag 21.11. in Burgdorf  
jeweils von 17.00 – 20.00 Uhr mit anschliessendem Apéro riche



**PROGRAMME UND ANMELDUNG:**  
[www.refbejuso.ch/bildungsangebote](http://www.refbejuso.ch/bildungsangebote)  
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn  
Gemeindedienste und Bildung  
[bildung@refbejuso.ch](mailto:bildung@refbejuso.ch)  
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern  
Telefon 031 340 24 24 (Hauptnummer)

[www.insidettravel.ch](http://www.insidettravel.ch)  
die etwas andere Reise  
**Äthiopienreise**  
Sie lernen, entdecken, nehmen teil!  
2 Wochen ab CHF 790 ohne Flug

**Unterwegs zum Du**  
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert  
Basel / Zürich 061 313 77 74  
Bern / Mittelland 031 312 90 91  
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90  
[www.zum-du.ch](http://www.zum-du.ch)

## Ihre Spende schlägt Wurzeln.

Spenden Sie 25 Franken:  
SMS an 2525 mit Text  
**SPENDE 25**, danke.

**HEKS**

### Verein Kunst und Kirchenbau (K.u.K.)

Symbolik und Geschichte mittelalterlicher Kunst  
Programm [www.kunst-und-kirchenbau.ch](http://www.kunst-und-kirchenbau.ch)

### Romanische Fresken und Kreuzgänge rund um Barcelona – 21.-27. Sept.

Anmeldung bis 15. Juni 2013. Infos zu dieser Reise und weiteren Ausflügen (Müstair, Königsfelden, ...):  
K.u.K., PF 8741, 3001 Bern. 031 534 19 75, [k-u-k@hispeed.ch](mailto:k-u-k@hispeed.ch)

TELEFON • CHAT • MAIL

**Tel 143**  
Die Dargestellte Hand  
[www.143.ch](http://www.143.ch)  
PC 60-324928-2

ZUSCHRIFTEN



REFORMIERT. 5/2013  
MIGRATION. Der Kirchenbund warnt vor mehr Bootsflüchtlingen

UNMENSCHLICH

Für mich ist es nicht nachvollziehbar, dass die Evangelische Volkspartei und die Schweizerische Evangelische Allianz das unchristliche Asylgesetz unterstützen. Wollen wir die unmenschliche Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkriegs mit populistischen «Boot ist voll»-Parolen wiederholen? Können wir dies vor unserem Gewissen verantworten? Machen wir uns nicht mitschuldig am Leid vieler Bedrohter und werfen wir am 9. Juni die herzlose Revision des Asylgesetzes!

MARTIN A. LIECHTI, MAUR ZH

ÄNGSTLICH

Es müsste ein Aufschrei durchs Land gehen: Macht dieser Fremdenfeindlichkeit in unserem Land ein Ende! Wir reichen Schweizer haben Angst vor den wenigen Tausend Flüchtlingen, die auf einer Botschaft gerettet werden könnten. Und die am schlimmsten Gefährdeten aus Syrien und Eritrea haben nicht einmal eine Schweizer Botschaft im Land, bei der sie um Asyl bitten könnten. Lager und Ausgrenzung öffnen der Willkür in den bereits bewilligten Testverfahren Tür und Tor. Ich erwarte von der Kirche eine klare und mutige Stellungnahme gegen diese Verschärfungen.

MARGRIT DIETERLE, INTERNET-FORUM

VERANTWORTLICH

Wenn von der Kirche die Rede ist, sind primär die Kirchenleitungen und Theologen gemeint – und nicht das säkulare Kirchenvolk, dieses denkt anders. Die Kirche kann sich äussern; die Verantwortung für das Asylwesen tragen der Bundesrat und die eidgenössischen Räte. Hätten die Kirchen

und die Flüchtlingsorganisationen schweizweit die volle Verantwortung, auch in finanzieller Hinsicht, würde das Asylwesen völlig anders aussehen. Aber wie?

RENÉ HOLZER, INTERNET-FORUM

BEHARRLICH

Bei der angenommenen Abzockerinitiative und den diversen Asylgesetzrevisionen geht es, zumindest psychologisch, um dasselbe: was Menschen bekommen, und was sie dafür leisten. Dieses Verhältnis ist bei vielen Immigrantinnen und Immigranten in meiner Umgebung unbefriedigend. Einige arbeiten trotz kargem Lohn hart. Andere zeichnen sich durch Arroganz, Faulheit und Diebstahl aus. Angestellte von Sozialämtern äussern sich frustriert: «Es ist schwierig, nicht fremdenfeindlich zu werden.» Wenn unsere humanitäre Tradition mehrheitsfähig bleiben oder wieder werden soll, dürfen wir die Einwanderer nicht zu armen Hilfsbedürftigen degradieren, sondern müssen mehr fordern. Für beide ist es keine Zumutung, dass sie alle unsere Gesetze einhalten, dass sie auch niedrigere Arbeit anständig ausführen und dass sie unsere Sprache so schnell wie möglich lernen. Wer das nicht will, darf sein Glück gerne anderswo versuchen. Ich wünsche mir, dass einmal nicht die «Asylantenkritischen», sondern die «Asylantenfreundlichen» eine Gesetzesrevision anstrengen, welche die oben erwähnten Missstände auf eine Art angeht, dass nachher mehr, aber die Richtigen in die Schweiz kommen können.

MARTIN WEIBEL, ZÜRICH

REFORMIERT. 5/2013

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG. Es darf gelacht werden

BEHILFLICH

Ausgiebiges Lachen galt bei meinen pietistischen Eltern fast als Sünde. Eigentlich schade. Denn Lachen gehört zum Menschen wie Singen und Reden. Mir ist unterwegs in aller Welt aufgefallen, wie gerade die armen Menschen, also jene, die nichts zu lachen haben, sehr viel lachen! Anscheinend hilft ihnen Lachen über Schwierigkeiten hinweg und gibt ihnen neuen Lebensmut. Seit Jahren gibt es, von Indien ausge-

hend, in der ganzen Welt Lachgruppen. Beim Lachen erleben die Teilnehmer dabei eine befreiende Kraft für den Alltag. Wie ich das auch selber erleben konnte. Lachtherapien sollen in den USA Besserung bei Patientinnen und Patienten bewirken. Unterdessen hat auch die Wissenschaft die heilenden Kräfte des Lachens bestätigt.

FRTZ BERGER, THUN

REFORMIERT. 5/2013

PFINGSTLER. Die Boom-Fraktion im Christentum

PARTEILICH

Dass sich die reformierte Kirche mit Glaubensgemeinschaften ausserhalb ihres Einflussbereiches schwertut, zum Beispiel mit Evangelikalen und Pfingstgemeinden, ist nicht weiter verwunderlich. So



Pfingstler: Starke Konkurrenz

lässt sich auch erklären, dass in «reformiert.» über diese Konkurrenz eher mit einem negativen Unterton berichtet wird.

PETER AHRENS, BÜLACH

REFORMIERT. 5/2013

DOSSIER. Essen ist keine Privatsache

SCHMERZLICH

In diesem Artikel lesen wir den Satz: «Mittlerweile isst sie (Kathy Hänni) mit gutem Gewissen wieder ab und zu Fleisch – natürlich nur bio.» Dieser Satz hat uns erschreckt und zutiefst weh getan. Wie kann ein Mensch mit gutem Gewissen ein Tier töten (lassen) für eine kurze Gaumenfreude? Dabei hat uns Gott, als er uns Menschen schuf, so klar und einfach erklärt, was er für uns als Nahrung hat wachsen lassen: «Sehet da, ich habe euch gegeben alle Pflanzen, die Samen bringen, auf der ganzen Erde, und alle Bäume mit Früchten zu eurer Speise» (1. Mose 1, Vers 29). Übrigens: Veganes Essen bietet viel mehr Gaumenfreuden und ist gesünder als alle tierischen Produkte.

S. UND M. BONANOMI, ZOLLIKOFEN

REFORMIERT. 5/2013

KIRCHEN. Es braucht mehr Feuer

ENTMÜNDIGEND

Ich würde nicht sagen, dass die Kirchen sich leeren, weil wir uns nicht abgeholt, sondern weil wir uns nicht verstanden fühlen. Avantgardisten wollen nicht abgeholt werden. Sie wollen sich mit Vertreterinnen oder Vertretern der Kirche treffen. Und wenn es denn schon ums Abholen ginge, bliebe immer noch die Frage: Wer holt eigentlich wen ab?

MICHAEL VOGT, MÜNCHENBUCHSEE

REFORMIERT. 4/2013

DOSSIER. Exgüsee, was heisst Gnade?

RESPEKTIEREND

Petrus, der in der Tradition des Judentums und seiner Erzähltradition beheimatete Fischer, erfuhr Jesus anders als der Aussenseiter Paulus, der, wie damals üblich, Handwerker und Gelehrter war, geschult in griechischem Denken, Sprechen und Schreiben. So wundert es nicht, dass es zwischen der Jerusalemer Urgemeinde, wo Petrus wirkte, und Paulus heftige Auseinandersetzungen gab. Seither hat es ununterbrochen Konfrontationen unter Christen und Christinnen gegeben. Heute sollte uns bewusst sein, dass stures Beharren auf eigene Glaubensansichten schadet. Fairer Streit und kritisches Tolerieren anderer Ansichten bringen Glaubwürdigkeit.

WERNER LAUBI

BEFREIEND

Mit grosser Dankbarkeit habe ich den Beitrag von Hubertus Halbfas zum Thema Gnade gelesen. Es ist eine Befreiung, von berufener Seite einmal zu hören, in welche Einseitigkeit sich das Christentum bewegt hat nach dem Tod von Jesus – eine Befreiung für mich vom Stigma der Häretikerin, wenn ich sage, dass ich mit der Opfertheologie nichts anfangen kann. Der archaische Gedanke, dass Gott ein «Opfer» braucht, um sich mit seinen Geschöpfen zu versöhnen, hat eine Religion hervorgerufen, die den Menschen in erster Linie als Sünder darstellt.

ELISABETH SAUTER-FREY, ZÜRICH

IHRE MEINUNG INTERESSIERT UNS.

Schreiben Sie an: redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Postfach 312, 3000 Bern 13

AGENDA



Expressiv: Mackes Blick auf Thun

KUNSTAUSSTELLUNG

August Macke am Thunersee: «Es ist fast zu schön hier»

Vor hundert Jahren – von Oktober 1913 bis Mai 1914 – weilte der deutsche Expressionist August Macke in Oberhofen und entwickelte dort seine ganz eigene Malweise. Wie begeistert er von der Landschaft am Thunersee war, ist im aktuellen Bestseller «1913» von Florian Illies zu lesen. Nun zeigt das Kunstmuseum Thun Werke aus dieser Schaffenszeit des Malers, der wenige Monate später im Ersten Weltkrieg fiel.

«ES IST FAST ZU SCHÖN HIER»: Ausstellung im Kunstmuseum Thun. Hofstettenstrasse 14, Thun (bis 1. September); Dienstag bis Sonntag, 10 bis 17 Uhr, Mittwoch, 10 bis 19 Uhr

VERANSTALTUNGEN

**Kunst und Religion.** Die Veranstaltungsreihe «Kunst und Religion im Dialog» im Kunstmuseum Bern bringt Vertreterinnen und Vertretern beider Seiten ins Gespräch. Dabei eröffnen sich neue Sichtweisen auf Kunstwerke aus Geschichte und Gegenwart. Zum Beispiel auf den Symbolismus: Hansueli Egli spricht mit Magdalena Schindler über «Mythos und Geheimnis – der Symbolismus und die Schweizer Künstler» am **2. Juni, 15.30 bis 16.15**, im Kunstmuseum Bern.

**Filmabend.** «Die Schweiz ist ein Gefängnis», teilte der Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt einst der ganzen Welt mit. Ali Biçer, ein Kurde, der sich für Demokratie und Freiheit einsetzte und dafür fünfzehn Jahre ins Gefängnis musste, hat sich in einem Dokumentarfilm mit Dürrenmatts Aussage vielschichtig auseinandergesetzt. Ein Filmabend mit Ali Biçer im Rahmen der Bieler Flüchtlingstage, organisiert vom Arbeitskreis für Zeitfragen – am **13. Juni, 19.30** im Ring 3, in Biel.

**«Mystik des Thunersees».** Eine musikalisch-spirituelle Tagesreise zu Kraftorten am Thunersee – mit Hans-Jürgen Hufeisen, Flöte, und Simon Jenny, Worte. Stationen sind die Beatushöhle, die tausendjährigen Kirchen in Einigen und Scherzigen sowie die Spiezer Bucht. Mit den Flötenklängen und allen Sinnen die Kraft der Kirchenräume, des Jakobsweges und der Stille neu erfahren – am **8. Juni, 9.15 bis 18.00**. Info: www.oek-akademie.ch; 034 422 58 89

**Verschundene Frauen.** Maria Magdalena, einst wichtigste Jüngerin Jesu, wurde als Propagandafigur der katholischen Kirche missbraucht. Junia, eine berühmte Apostelin der Frühkirche, verwandelte sich unter der Feder eines Bibelkommentators in einen Mann. Phöbe, Vorsteherin einer frühen Christengemeinde, wurde als Hilfskraft des Apostels Paulus kleininterpretiert. Lydia, die erste Christin Europas, geriet fast 2000 Jahre lang in Vergessenheit. Es gab verschiedene Methoden, Frauen des frühen Christentums verschwinden zu lassen. Die Dokumentation versucht, Frauen als vergessene Säulen des Christentums wieder sichtbar zu machen. **2. Juni, 10.15, Fernsehen SRF 1**

**Liebe und Moral.** Wer verliebt ist, den kümmert Moral wenig. Liebe animiert. Grenzen zu überschreiten, und ist trotzdem die Hauptmotivation moralischen Handelns, wie Nächstenliebe und Fürsorge zeigen. Eine philosophische Ferienwoche in Sils, in Kooperation mit dem Nietzsche-Haus, vom **5. bis 10. Juli**, geleitet von sechs Philosophinnen und Philosophen, die sich mit der Thematik auseinandergesetzt haben. Info: Detlef Staude, 031 534 07 66; 078 909 43 81

TIPPS



Hintergründig



Kurz und bündig



Freudig



Gefällig

FÜHRUNG

FARBIG, FROMM UND FÜRSTLICH

Habsburgisches Machtbewusstsein und franziskanische Frömmigkeit: Beides steckt in den spätmittelalterlichen Glasfenstern von Königfelden AG. Auf einem Tagesausflug wird das Bildprogramm der gotischen Fenster entschlüsselt – theologisch, politisch und kunstgeschichtlich. **SEL**

**TAGESAUSFLUG.** «Glasfenster von Königfelden», am 6. und 13. Juli. Info: 032 323 64 34

AUSSTELLUNG

«KOMISCHE KUNST» FÜR ZEITGENOSSEN

Karikatur, Comic und Cartoon wollen Augen öffnen – hier, jetzt, sofort. Was komische Kunst alles kann, zeigt eine Ausstellung im neuen Atelier von Pfuschi: Der auch «reformiert.»-Lesern bekannte Cartoonist zeigt Bilder aus seiner Sammlung sowie Arbeiten eingeladener Künstler. **SEL**

**«KOMISCHE KUNST».** Spitalackerstrasse 74, Bern; bis 16. Juni, Mittwoch, Samstag, Sonntag, 13.00 bis 17.00

KONZERT

BACH FÜR 150 BUBEN UND MÄDCHEN

Das Projekt «SingBach» will Kinder spielerisch mit dem Meister der Barockmusik vertraut machen. 150 Kinder aus Stadtberner Schulklassen haben Choräle und Arien von Johann Sebastian Bach entdeckt und eingeübt – und laden jetzt zu ihrem Konzert mit barocken «Hits». **SEL**

**«SINGBACH».** Freitag, 28. Juni und Samstag, 29. Juni, 11.00, Französische Kirche, Bern

WANDERFÜHRER

OFFENE KIRCHEN FÜR NEUGIERIGE WANDERER

In den Ferien, in der Ferne haben wir keine Schwellenangst vor Kirchen. Warum nicht auch in der Nähe diese Kulturdenkmäler entdecken – im Gantrischgebiet etwa? Eine Broschüre stellt 26 Kirchen in Wort und Bild vor: vom Schwarzenburger «Chäppeli» bis zur Klostersruine Rüeggisberg. **SEL**

**KIRCHENFÜHRER GANTRISCH.** Die Broschüre liegt in den Kirchen der Region gratis auf.



Vlado Stanculovic (links) und Petrit Tanushi sind am Flüchtlingstag tanzend auf politischer Mission

**GRETCHENFRAGE**

SARAH GALATIOTO, BERGSTEIGERIN

«Glauben hat Ähnlichkeiten mit Bergsteigen»

**Frau Galatioto, wie habens Sies mit der Religion?**

Glauben hat Ähnlichkeiten mit Bergsteigen: Man sucht sicheren Halt, Schritt für Schritt, geht ruhig voran, mit Blick Richtung Gipfel. Oben angelangt, fühlt man sich oft dem Himmel ein Stück näher.

**Näher als im Unterland?**

Wenn ich im Morgengrauen durch ein abgelegenes Tälchen den Berg hinaufsteige, die Sonne langsam aufgeht und der Tag erwacht, wenn ich dann auf dem Gipfel ankomme, wo eine grosse Ruhe herrscht, dann empfinde ich ein starkes Freiheits- und Glücksgefühl – fern von allem Getriebe und Wichtigem «drunten». Das erlebe ich als ein Stück heile Welt – da bin ich nur mit dem Minimum im Rucksack ausgerüstet, ohne den ganzen Schnickschnack, auf den wir «unten» nicht meinen verzichten zu können.

**Geben Ihnen die Berge Kraft?**

Berge sind für mich der Ort, wo ich aufatmen kann. Das gleichmässige, stundenlange Marschieren dem Gipfel zu hat für mich oft etwas Meditatives. Wenn ich von einer Bergtour zurückkomme, bin ich wieder geerdet und näher bei mir.

**Was kann man von den Bergen lernen?**

Den Rhythmus im Einklang mit der Natur, fern jeglicher Hektik und Nervosität. Die Einsicht, als Mensch nur ein kleiner Teil der Natur zu sein – aber auch das Gefühl, nicht allein, sondern in etwas Grosseem aufgehoben zu sein. Und den Teamgeist: Seilschaften, die am Berg geknüpft werden, sind Freundschaften fürs Leben, die uns Bergsteiger tragen und stützen.

**Und wie haben Sies mit der Kirche?**

Wir sind mit der Kirche aufgewachsen, in Röttenbach im Emmental. Ganz normal. Mit Taufe, Sonntagsschule und Konfirmation im Würzbrunnenkirchlein, dieser sehr speziellen, sehr ländlichen, mit Schindeln bedeckten Kirche, die man von den Gotthelf-Filmen her kennt. Dieses Kirchlein ist ein ganz wichtiger familiärer Ort für mich – samt dem Friedhof, auf dem unser früh verstorbener Vater beerdigt ist. **INTERVIEW: SAMUEL GEISER**



**SARAH GALATIOTO, 33** präsidiert seit 2012 die Sektion Bern des Schweizerischen Alpenclubs (SAC), der heuer sein 150-Jahr-Jubiläum feiert. Die Sektion Bern ist mit rund 5500 Mitgliedern eine der schweizerweit grössten.

# «Dance-BoooM» tanzt die Grenzen weg

**PORTRÄT/ Petrit Tanushi und Vlado Stanculovic, der Kosovare und der Serbe, überwinden beim Tanzen Vorurteile.**

Kurz vor zwölf Uhr samstags vor dem Eingang des Tanztrainingszentrums Emmenbrücke: Petrit Tanushi hat seine Briefträgertour hinter sich. Kippe im Mund, schwarzer Hut mit schmaler Krempe auf dem blonden Schopf, wartet Petrit, den seine Freunde Pete rufen, auf seinen Tanzpartner Vlado Stanculovic. Vlado und Pete sind Hip-Hop-Tänzer. Dazu passt Petes T-Shirt mit der Aufschrift «Dance-BoooM». Aus dem mittleren O ragt eine Lunte hervor.

**EXPLODIERT.** Wenn Pete den Tanzboden betritt, explodiert er förmlich, kommt sein Körper in Bewegung. Er tanzt für sein Leben gern, auch Vlado wird kurz nach seiner Ankunft sagen: «Tanzen, das ist das Leben.» Die Briefträgererei bringt beiden das Brot und das Tanzen den Fun fürs Leben. Vlados Grossmutter träumte sich wohl ihren Enkel einmal im weissen Ärztekittel, und auch Petes Eltern hatten sich andere Perspektiven für ihren Sohn ausgemalt. «Tanzen, das kommt ihnen zu weibisch vor», sagt Pete. Vlados Mutter ist aber nun doch stolz auf ihren Sohn.

Die beiden sind schliesslich Schweizer Streetdance-Meister 2012 geworden.

«Solange wir noch jung sind, sollten wir das machen, was uns am meisten Spass macht», sagt der 22-jährige Vlado und stopft die letzten Reste des Döner-Kebabs in den Mund. Jetzt betreten die vier anderen Hip-Hop-Tänzer aus Basel den Raum. Der Aufenthaltsraum in dem ganz in Weiss gehaltenen Tanzzentrum ähnelt einem Wartesaal. Die jungen Männer wirken hier etwas deplatziert. Nichts entspricht dem Hip-Hop-Klischee: keine zerbrochenen Fensterscheiben, weder Graffiti noch bröckelnde Fassaden. Hier ist die propere Schweiz.

**ENTGRENZT.** Und unter den Schweizer Hip-Hoppern hat auch das Wort «Schaffen» seinen Wert. «Tanzen ist Arbeit», sagt Vlado. Ohne Umschweife geht es in den Tanzraum. Sechs Tänzer verdoppeln sich im Spiegel. Vlado gibt die Bewegungen vor: rasante Drehungen und abrupte Stopps. Noch wummert kein Bass. Trockenübungen. Später muss jede Bewegung sitzen. Das Harte und das

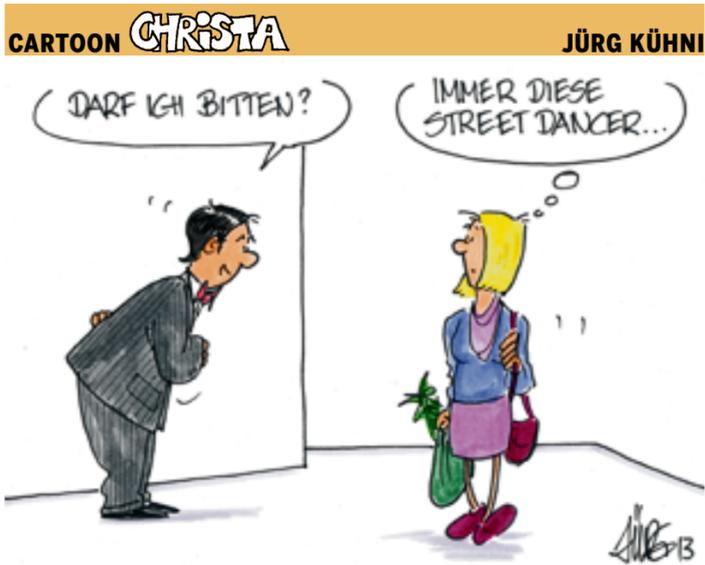
Weiche, das Zackige und Geschmeidige zeichnen Vlados Choreografie aus. Ein Mix der Tanzstile ist Vlados und Petes Spezialität. Doch das Duo überschreitet nicht nur Stilgrenzen, sondern auch ethnisch definierte Markierungslinien. Vlado ist Serbe und Pete Kosovare. Über das binationale Duo runzelte so mancher in der Verwandtschaft die Stirn. «Für uns war das nie ein Problem», sagt Pete.

**INGEBÜRGERT.** Nun sind die beiden zum Kulturfest am Flüchtlingstag in Stans eingeladen. Natürlich wegen der Botschaft: Serbe und Kosovare tanzen friedlich miteinander. Eigentlich entspricht dies nicht ganz ihrem Selbstverständnis. Denn: «Wir sind Schweizer», sagt Pete. Auf dem Tanzparkett sind sie längst der nationalen Enge entkommen. Beide sind international, formulieren auf Twitter oder Youtube ihre Botschaften. So twitert Pete: «Jeder Mensch hat ein Recht auf Respekt.» Natürlich auf Englisch. Und das Ziel, der grosse Traum ihres Lebens, ist es, bei einer grossen Schau in den USA auftreten zu können. **DELFBUCHER**

**TRENNENDE TANZSTILE**

Petrit Tanushi und Vlado Stanculovic sind in den 1990er-Jahren, als Bürgerkrieg und Krise die ethnischen Vorurteile in Ex-Jugoslawien entfachten, als Flüchtlingskinder in die Schweiz gekommen. Getrennt hat sie erst nur eines: die Tanzstile. Vlado war Breakdancer und Pete Freestyler. Heute mixen sie die Stile und zeigen auch im Internet ihr Können.

**YOUTUBE.** Unzählige Videos finden sich unter den Namen der beiden Hip-Hopper.



**VERANSTALTUNG**

**FLÜCHTLINGSTAG**

**«GEMEINSAM SCHAFFEN WIR ES»**

Der diesjährige Flüchtlingstag am 15. Juni steht unter dem Motto «Gemeinsam schaffen wir es»: Im Zentrum steht die Arbeitsintegration von Flüchtlingen und vorläufig aufgenommenen Personen. Die Kirchliche Kontaktstelle für Flüchtlingsfragen (KKF) organisiert in der Stadt Bern eine Veranstaltung in der Kirche St. Peter und Paul, Rathausgasse 2 (16.00 bis 20.00). Im Zentrum stehen digitale Porträts von Flüchtlingen und vorläufig aufgenommenen Personen, die an der Schwel-

le zum Eintritt ins Erwerbsleben stehen. Gleichzeitig bieten verschiedene Berner Integrationsprogramme den Besuchern einen vertieften Einblick in die Stellensuche von Flüchtlingen. Personen aus Politik und Wirtschaft sowie Betroffene selber leuchten die unterschiedlichen Aspekte der Erwerbsintegration aus. Mit dabei sind Franziska Teuscher, Gemeinderätin der Stadt Bern, Grossrat Hasim Sancar sowie Beat Meiner, Geschäftsleiter der Schweizerischen Flüchtlingshilfe (SFH). Der Anlass wird musikalisch und kulinarisch umrahmt. **PD**

[www.kkf-oca.ch](http://www.kkf-oca.ch)

BILD: FRANZISKA SCHEDEGGER